Ausgewählte Werke

von

Fernan Caballero.

Volks-Ausgabe.

Achter Band.

Paderborn.

Verlag von Ferdinand Schöningh.

1866.

2

Elia

oder

Spanien vor dreißig Jahren

von

Fernan Caballero.

Uebersetzt von Hedwig Wolf, herausgegeben von Ferdinand Wolf.

Zweite Auflage.

Zweiter Theil.

Paderborn.
Verlag von Ferdinand Schöningh.

1866.

A Dieu.

A l'ombre du figuier près du courant de l'onde,
Loin de l'oeil de l'envie et des pas du pervers
Je bâtirai pour eux un nid parmi le monde,
Comme sur un écueil l'hirondelle des mers.

Là, sans les abreuver à ces sources amères
Où l'humaine sagesse a melé son poison,
De ma bouche fidèle aux leçons de mes Pères,
Pour unique sagesse ils apprendront ton nom.

Lamartine, Méditations.

Erstes Kapitel.

Alle waren vom Lande zurückgekehrt. Carlos mit einer tiefen Leidenschaft, entschlossen alle Hindernisse, die sich ihm entgegenstellen sollten, zu überwinden; Fernando mit einer quälenden Ungeduld und dem ohnmächtigen Wunsche, einen verhängnißvollen Strom in seinen Folgen aufzuhalten; Clara bereit, in Allem romantische Liebesverhältnisse zu unterstützen, die ihr nicht verborgen blieben; Don Narciso mit der Behauptung, daß es kein schneller entflammbares Herz als das einer Frommen gäbe; Marie mit dem Gedanken, daß sie für einander geschaffen wären und es nicht anders kommen könne. Nur die Assistentin und Don Benigno kehrten zurück, ohne das Mindeste bemerkt oder bespöttelt zu haben; ohne zu argwöhnen, daß die angenehme durchsichtige Atmosphäre, in der sie lebten, von dem heißen Dunstkreise stürmischer Leidenschaften umdrängt wurde.

Der Fasching näherte sich. Es war am Abend des Fasching-Donnerstages, daß die Gräfin, immer bereit sich zu unterhalten, und immer ihre Rechte eines verzärtelten Kindes im Hause ihrer Tante geltend machend, im Geheimen eine Soirée, wie man sagt, oder Ball, wie man es früher nannte,

veranstaltete, um, wie sie sagte, die schläfrige Gesellschaft aus ihrer Lethargie zu reißen, wie Bonaparte es mit dem spanischen Löwen gemacht hatte. Aber nicht in der Absicht, um wie dieser das ganze Land durch „entsetzliches Gebrüll mit Schrecken“, sondern um durch ihren Glanz und Ball ganz Sevilla mit Bewunderung zu erfüllen und die alte Promenade (alameda vieja) mit ihren unbeweglichen Gästen, Herkules und Cäsar, vor Neid bersten zu machen. Zu diesem Zwecke lud die Gräfin im Namen ihrer Tante alle Personen ein, welche ihr vor diesem Tage vor die Augen gekommen waren. So kam es, daß die Säle sich mit einer Menge fremder Besucher füllten, so daß trotz der liebenswürdigen und natürlichen Artigkeit der Assistentin sich die Ueberraschung, welche ihr jede neue Erscheinung einer ihrem Kreise fremden Person machte, in ihrer Miene verrieth, und in dem Grade als sich die Gäste mehrten, stieg der Ausdruck des Staunens in ihrem Gesicht. Clara und Carlos, welche sie beobachteten, waren in ihrem Element, und Eines lachte mehr als das Andere.

„Dies erinnert mich,“ sagte Carlos zu seiner Cousine, „an einen muthwilligen Streich, welchen ich und einige lustige Officiere einmal machten. In Civil gekleidet begaben wir uns eines Nachts in die Bude eines Gebirgsbewohners, welche an einer Straßenecke stand und zwei Thüren hatte. Einer von den Unsern trat durch eine derselben ein, grüßte höflich den Mann aus den Bergen, der hinter seinem Ladentische stand, und ging durch die andere hinaus. Der Mann, geschmeichelt, so viele rücksichtsvolle Höflichkeit bei einem jungen Menschen zu finden, erwiederte den Gruß mit den sprechendsten Zeichen des Wohlgefallens. Eine Minute darnach machte es ein Anderer von den Unsern eben so wie

der Erste, und der Mann aus den Bergen erwiederte abermals den Gruß und versicherte dem von Kohlen geschwärzten Waldbengel, der sein Aufwärter war, daß die Jugend mit jedem Tage mehr an Feinheit und guten Manieren gewinne. Er war mit diesem Lob noch nicht zu Ende, als ein dritter, respectvoller Gruß, das wohlgefällige Lächeln von seinen Lippen schwinden machte, welches bei dem vierten Gruß sich in einen Ausdruck der Verwunderung, wie wir ihn in diesem Augenblicke in der Miene der Tante sahen, veränderte, bei dem fünften wurde er ernst, bei dem sechsten fragte er, ob die Herren im Ueberrock seiner spotten wollten; bei dem siebenten schrie er, das sei eine Schelmerei; und bei dem achten, welchen ein tölpischer Bursche machte, den wir bei unsern Streichen in's Schlepptau genommen hatten, warf er ihm einen Leuchter an den Kopf."

Während dem sagte der Maestrante*) zu der Assistentin, mit welcher er spielte: „Zwei Renoncen, Señora!"

„Was wollen Sie, mein Freund, ich muß ja immer nur die Grüße, welche ich von so vielen Gästen bekomme, erwiedern. Sehen Sie denn nicht, daß mein Haus sich, ohne daß ich weiß wie oder warum, in einen Markt verwandelt hat? Ich bin ja wie der König, wenn er Hof hält, indem ich Leute empfange, die ich nicht kenne! Doch spielen wir weiter. Solo!"

„Tante," sagte Carlos, sich mit einem jungen und gut aussehenden Cavalier nähernd, „mein Freund Rioseco wünscht schon seit mehrern Tagen das Vergnügen zu haben, sich

*) Mitglied einer der vier Gesellschaften von Edelleuten im südlichen Spanien, die sich mit der Zucht und dem Zureiten der Pferde abgeben und sich zu Ritterspielen vereinigen.

Ihnen vorzustellen, da Sie mit dessen Mutter in Verbindung stehen."

„Sage nicht in Verbindung, sage in Freundschaft," antwortete die Assistentin; „ich fühle mich dadurch geehrt, wie dadurch, daß ihr Sohn mein Haus besucht."

„Tante," sagte jetzt die Gräfin, „ich stelle Ihnen den Grafen Polikteiski vor, einen empfehlungswerthen und unglücklichen Sohn Polens."

„Guten Abend, mein Herr!" sagte die Assistentin zu einem rothblonden und sehr bärtigen Herrn. „Von wem sagte sie, daß er der Sohn sei?" fragte die Assistentin, als sie sich entfernt hatten.

„Von Polen, Señora, dem revolutionärsten Land der Erde."

„Kam's mir doch gleich so vor, daß der Sohn seiner Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten! — Zu was bringt mir Clara diesen rothen Bären her?"

„Da Fasching-Donnerstag ist" — versetzte der Maestrante.

„Aber ich brauche keine solche Faschingsnarren in meinem Hause," sagte die Assistentin hastig. — „Was wird Ines dazu sagen?"

„Codille, Señora."

„Ein Spiel auf diese Art verlieren!" rief die Assistentin ärgerlich aus, „Basta, Manille, ein Aß, zwei Könige, und wegen diesem Ewigen Juden, der hierher gekommen ist, um höchstens eine Freimaurerloge zu gründen und dadurch die Jugend zu verderben! Zu was brachte ihn Clara hierher? Was wird Ines sagen?"

Jetzt platzte plötzlich die lärmende Musik einer Bande los, welche Clara im Geheimen in einem Cabinete hatte unterbringen lassen.

„Soll ich zur Strafe meiner Sünden taub werden?“ rief die Assistentin, sich die Ohren mit beiden Händen zuhaltend. „Was ist das? Gott steh uns bei!“

„Da Fasching-Donnerstag ist!“ — wiederholte ihr Spielgenosse.

„Zum Kukuk mit dem Fasching-Donnerstag!“ erwiederte die Assistentin.

In diesem Augenblick trat Clara auf sie zu, an ihrer Hand Elia, die von der Musik freudig überrascht war, herbeiführend, von Carlos und andern jungen Verwandten begleitet, welche die Assistentin mit tausend Schmeicheleien und Liebkosungen überhäuften.

„Aber — was hat das zu bedeuten?“ rief die Assistentin aus.

„Daß wir tanzen wollen, Tante!“ sagte Clara; „daß wir uns und auch Sie sich unterhalten werden, kommen Sie, kommen Sie!“

„Sie sind närrisch!“ sagte die Assistentin halb ärgerlich, halb besänftigt, als sie sich von dieser fröhlichen Rotte umringt sah, „in meinem Hause ein Fest zu arrangiren, ohne meine Einwilligung in Rechnung zu bringen. Nun das ist schön!“

„Aber es ist Fasching-Donnerstag, Tante!“

„Bleibt mir mit Eurem Fasching-Donnerstag vom Leibe! Habe ich vielleicht an diesem Tage keine Stimme in meinem Hause? Clara! Clara! Da Du mir schon keine Perrücke aufdringen konntest, hast Du mir einen Ball in's Haus geschmuggelt. — Ich kann diesen Lärm nicht ausstehen! — Jesus, was wird Ines sagen?“

„Kommen Sie, Tante,“ sagte Clara, „und sehen Sie sich es besser an;“ und beinahe mit Gewalt die gute Frau von ihrem Sessel aufhebend, schleppten sie sie aus dem Ca-

binet, in dem sie gewesen, und führten sie in den Saal. Dort sah man Clara augenblicklich eine Tribüne besteigen, die man am obern Ende angebracht hatte, in der Hand eine Menge Bänder von verschiedenen Farben haltend, von deren breiten Enden die einen links, die andern rechts herabhingen.

Dieses Schauspiel war so hübsch und belebt, daß jeder Rest von Mißbilligung in dem Antlitz der Assistentin sich in ein Lächeln auflöste.

Clara hieß die Damen auf die eine Seite und die Herren auf die andere sich stellen.

Sie hieß Alle die Enden der Bänder anfassen, und sie nicht eher loslassen, bis, nachdem Alle genommen wären, sie die Hand aufmache, die Bänder frei flattern lasse und so Alle paarweise sich vereint finden, wie es das Schicksal bestimmt habe. Die durch die Bänder also vereinigt waren, waren Gevattersleute und waren verpflichtet, die erste Contredance mit einander zu tanzen.

„Die Tante muß auch ein Band anfassen!“ rief Clara von der Höhe ihrer Tribune herab, und die Señora, sie mochte wollen oder nicht, mußte den Bitten, die man von allen Seiten an sie stellte, nachgeben.

„Das himmelblaue!“ — flüsterte Clara Carlos zu, als sie bemerkt hatte, daß Elia diese Farbe gewählt habe.

Carlos folgte dem Rathe, und als Clara die Bänder losließ, fand er sich durch dieses Band von der Farbe des Himmels mit der vereinigt, die er liebte. Carlos drückte seiner Cousine, indem er ihr herabsteigen half, dankbar die Hand. Clara lächelte; hielt aber in ihrem Lachen inne, als sie die Miene gewahr wurde, die ihre Tante machte, als sie sich durch einen fatalen Zufall durch das Band, das sie in der Hand hielt, mit dem Polen vereint fand.

Die Assistentin war darüber so aufgebracht, daß sie, das Band in Clara's Hände legend, sagte:

„Nimm Du den Gevatter auf Dich und sage dem Sohne Polens, wie Du ihn nennst, daß ich weder tanze noch französisch spreche, und daher eine sehr schlechte Gevatterin für ihn wäre; Dir wird es nicht unangenehm sein, denn Du nimmst ja den Mund so voll, wenn Du sagst: ein „Sohn Polens", als wenn Du sagtest: Pelayo's Sohn!"

Sie entfernte sich hastig und näherte sich einer Thür, an welcher Marie mit dem Kopf gelehnt stand, die mit einer verdrießlichern und sauerern Miene als je jenes unerhörte Tollen betrachtete.

„Marie," sagte die Assistentin „rufe Pedro, rührt Euch! sputet Euch! schafft Erfrischungen, Süßigkeiten, Zwieback, Pastetchen, Kuchen, Torten herbei, daß nichts fehle. — Seht doch diese Kleine! mich gar nicht darauf vorbereitet zu haben!"

„Die Frau Gräfin hat schon Alles besorgt, und hätte wohl das Fest in ihrem Hause geben können," antwortete Marie unwillig.

„Und was macht es Dir Naseweis, daß es hier ist? Sind wir vielleicht in der Fastenzeit? Weißt Du nicht, daß Fasching-Donnerstag ist?" sagte die Señora.

„Die Fußteppiche werden gut werden!" brummte Marie.

„Troll' Dich!" versetzte die Assistentin, ungeduldig ihr den Rücken kehrend. Marie ging brummend fort und traf im Corridor mit Don Benigno zusammen, der mit einem angezündeten Rauchkerzchen in der Hand den Rückzug antrat und sich zur Ruhe begab.

„Haben Sie diesen saubern Spaß gesehen?" sagte sie zu

ihm. „Nicht zufrieden, daß sie in ihrem Haus Alles von Oberst zu Unterst gekehrt hat, muß die Frau Gräfin auch noch dieses umstürzen.“

„Was sagt die Señora dazu?“ fragte Don Benigno.

„Ei, sie ist so zufrieden, so vergnügt, so voll Spaßes wie die Andern,“ antwortete Marie in gereiztem Tone.

„Dann scheint mir das Fest sehr gut zu sein,“ antwortete Don Benigno, „und für den Fasching-Donnerstag sehr passend.“

„Ei Freundin,“ sagte die Baronin von San Bruno zur Assistentin, als diese an ihr vorüberging, „aus Deinem Saale ist ein Grillennest gemacht worden, und diese Gesellschaft, was für ein Mischmasch, Krethi und Plethi!“

„Es ist wahr, Baronin, aber was soll ich machen? Soll ich sie austreiben oder Stille befehlen lassen? Diese Clara ist im Stande, ein ganzes Kloster in Aufruhr zu versetzen! Und was soll man thun, ist man einmal unter Wölfen — als mit ihnen heulen.“

„Was für Gesichter!“ fuhr die Baronin fort, „jener, der mit Deinem Freunde Delgado spricht, ist ein Professor, der meinen Kindern Lectionen gibt; jener Stutzer, welcher jetzt Clara den Arm reicht, ist ein Herr von Habenichts, Sohn eines Kaufmannes, der Finanzpächter geworden ist. — Und von jenem verwilderten Eisenfresser, der mit Deiner Nichte tanzt, will ich gar nicht sprechen! Was für ein Gesicht! Hör' mal, — Vorsicht schadet Keinem, — sag doch Marien, sie möge auf die silbernen Leuchter Acht geben.“

„Um Dir die Wahrheit zu sagen,“ antwortete die Assistentin, „so haben Deine Vergleiche und Uebertreibungen mich mit ihm versöhnt, so daß er mir nun, da ich ihn genauer ansehe, als ein stattlicher Junge erscheint!“

„Kauf ihm Bonbons!“ sagte die Baronin spöttisch.

„Nein,“ antwortete die Assistentin, „aber, wenn Clara zu seinen Gunsten eine Subscription eröffnet, wie sie mir vor Kurzem sagte, so werde ich mich mit zwei Unzen unterschreiben.“

„Du Glückliche,“ versetzte die Baronin mit Bitterkeit, „Du bist freilich reich und kannst Dir das Vergnügen machen, Geld zu vergeuden, um damit eine Freundin zu verdunkeln!“

„Wenn ich es nicht aus Barmherzigkeit gebe (und es kann wohl so sein, ich will es nicht leugnen), so geschieht es, um eine böswillige Maßlosigkeit zu beschämen, und eine schreiende Ungerechtigkeit gut zu machen. Verstehst Du mich, Baronin?“

Mit diesen Worten entfernte sich die Assistentin, und näherte sich dem Tische, an welchem ihre Schwägerin spielte.

„Ines,“ sagte sie zu ihr, „wie gefällt es Dir?“

„Sehr gut, Isabella,“ erwiederte diese; „aber ich breche jetzt auf, denn es ist schon spät und der Kopf schmerzt mich.“

„Bleib, Ines!“ bat die Assistentin, „bleib mir zu Gefallen! Führe nicht Esperanza fort! Heute ist ja Faschingdonnerstag! — Laß die jungen Leute sich unterhalten.“

„Verzeih mir, Schwester, entlaß mich, Isabella; denn der Lärm und das Getöse sind mir antipathisch. Ueberdieß weißt Du, daß ich nicht will, daß meine Tochter tanze, und davon nicht abgehe; so ist es am besten, daß ich mir Verlegenheiten erspare und gehe; meine Söhne bleiben Dir hier — Lebe wohl!“

Elia hatte den ersten Contretanz mit Carlos getanzt, welcher, von der Gräfin unterstützt, Elia bald die leichte Art spanischer Contretänze gelehrt hatte, welche so gut zu

der schmachtenden Anmuth der Habanesen paßt, die sie unter dem Namen dancita wieder in die Mode brachten. Elia wurde gleich darauf von Rioseco zum Tanze aufgefordert, einem jungen Obristlieutenant der Landmiliz, von stattlichem Aeußern, und der den tiefen Eindruck nicht verbarg, welchen Elia's Schönheit und engelsgleiche Unschuld auf ihn machten, und er zeigte diesen auf eine so auffallende Art, daß es Niemanden und am wenigsten Carlos, entging. Dieser, ärgerlich und verstimmt darüber, lehnte sich an die Angel der Thüre, und folgte dem schönen Paare, das sich anmuthig nach dem Tacte der Musik bewegte, mit düstern, unruhigen Blicken.

Als der Tanz zu Ende war, ließ sich Elia auf dem nächsten leeren Platze neben der Thüre nieder. Carlos, statt sich ihr zu nähern, entfernte sich und ging in das Vorzimmer hinaus; gewöhnliche heroische That der Eifersüchtigen.

Aber kaum hatte Elia seine Abwesenheit bemerkt, als Carlos schon davon abgestanden war, und an ihrer Seite saß; aber so schweigsam und mit so strenger Miene, daß Elia einen andern Mann in ihm zu sehen glaubte, und zum zweiten Male zog sich ihr Herz vor ihm zurück; dieses Mal aber nicht wie die Sensitive, sondern wie die Blume vor dem ersten Frost.

„Elia!" sagte endlich Carlos, „weißt Du, was die Farbe des Bandes bedeutet, das uns heute Abend vereinigte?"

„Die himmelblaue?" antwortete Elia; „ja, die Reinheit der Jungfrau Maria."

Carlos blieb einen Augenblick zweifelhaft, ob nicht Elia's Worte die Antwort auf seine innersten Gedanken seien; aber dann fuhr er fort: „In der Sprache der Welt bedeutet sie Eifersucht. Elia, weißt Du, was Eifersucht ist?"

„Ja," versetzte Elia, „sie ist der Schmerz, sich in seiner Liebe getäuscht zu haben. Sanct Joseph hatte eine ungerechte gegen Maria, daher heißt es in dem Weihnachtsliede:

Sanct Joseph ward eifersüchtig
Ob Mariens Schwangerschaft,
Das, im Leibe seiner Mutter,
Jesu-Kindlein lächeln macht."

„Gott steh mir bei!" rief Carlos ungeduldig aus, „es ist ein Unglück, Leidenschaften einzuflößen und sie nicht zu verstehen. Elia — wir sind nicht in Deinem Kloster. Wisse, daß die Leidenschaft, welche Eifersucht erzeugt, nicht auf Beweise wartet; daß in der Welt die Eifersucht sich nicht auf Ueberzeugung gründet, und daß es davon heißt:

Eifersucht ist auf ein Meinen
Schlecht gegründeter Verdacht;
Gründet der sich, ist's kein Scheinen;
Ist es dies; zu nichts gemacht."

„Dann wenn es zu nichts gemacht ist" — sagte Elia sanft.

„Das heißt," antwortete Carlos mit Heftigkeit, „das, was für den Gleichgiltigen ein Nichts ist, ist etwas Ungeheueres für den, welcher liebt; dieser leidet, als müßte er über Flammen schreiten, wenn er sieht, daß Andere ihm den geliebten Gegenstand entziehen wollen, und dieser sich dazu herleiht, sich zerstreut, vergißt."

„Und Du glaubst, ich habe Dich vergessen können?" sagte Elia.

„Wenigstens — daß Du nicht an mich gedacht hast."

„Ja, Carlos."

„Ich glaube es nicht,"

„Siehst Du, Carlos, seit ich gelernt habe zu schweigen, hältst Du mich einer Lüge fähig!“

„Wenn ich aber sehe, daß wie die Musik ertönt, Du nur daran denkst, zu tanzen, zu glänzen und Dich zu unterhalten!“

„Seit ich die Musik hörte, Carlos, sang mein Herz in so süßen Worten, in einer Sprache, die die Lippen nicht aussprechen können! Nur Dein Name ertönte deutlich und zu wiederholten Malen.“

„Oftmals, Elia?“

„So viele viele Mal, als Gott mir in meiner Todesstunde Engel senden möge. Darum, Carlos, verstehe ich Deine Eifersucht nicht, die“ —

„Aber, Elia,“ sagte Carlos sie unterbrechend, „wenn Du mich mit einer Andern tanzen und ihr den Hof machen sähest, würdest Du sie dann nicht auch empfinden?“

„Nein,“ antwortete Elia, „nein! Niemals würde mir der Gedanke kommen, daß Du mich darum minder liebst, niemals würde ich den Argwohn haben, daß Du mich täuschtest.“

„Aber ich, der ich nicht Dein bewundernswerthes kaltes Blut habe,“ rief Carlos aus, sich von Neuem erhitzend, „ich, der ich selbst auf den Zephyr eifersüchtig bin, der nicht zufrieden mit den Rosen des Gartens, Deine Lippen küßt, will nicht, daß Du mit Jemanden tanzest.“

„Ich werde nicht tanzen,“ sagte das willfährige Mädchen.

„Daß Du mit Jemanden sprichst,“ fuhr Carlos fort.

„Ich werde nicht sprechen,“ sagte Elia wieder.

„Daß Du Jemand ansiehst,“ fügte Carlos hinzu, der in dem Grade anmaßender in seinen Forderungen wurde, als er Elia nachgiebiger fand, seinem Zorn im Despotismus

Luft machend, da er ihn nicht im Zanke austoben lassen konnte.

„Ich werde Niemand ansehen,“ sagte Elia, die Augen zu Boden senkend.

„Aber — warum weinst Du?“ sagte Carlos nach einer Weile, als er Thränen, die auf Elia's Wangen glänzten, wie Sterne am Himmel, auf die Blumen an ihrem Busen niedersinken sah.

„Ich weine,“ antwortete Elia — „ohne es zu wollen. Aber weil es mir leid thut, Dich gekränkt zu haben, ohne es zu wissen, und vor Allem, weil ich nie dachte, daß Jemand, und am wenigsten Du, je mit solcher Strenge mit mir sprechen könne.“

„Oh! verzeih! — verzeih!“ rief Carlos überwunden und außer sich; „verzeih, Elia! Ich bin hart, ungerecht, grausam gewesen! ich habe das Herz auf Dornen gebettet, welches ich in Hermelin hätte einhüllen sollen. Entschuldige mich, Elia, und beurtheile nicht die Leidenschaft nach Deiner sanften friedlichen Liebe! Bedenke wohl, daß mein Fehler gegen Dich nur aus einem Uebermaße der Liebe entsprang! Verzeih, daß ich nicht bedachte, daß der Sterbliche, welcher Dich liebt, Dich niemals in seine Sphäre herabziehen kann, sondern sich zu Deiner erheben muß.“

Zweites Kapitel.

Carlos war zu leidenschaftlich und Elia zu aufrichtig, als daß ihre gegenseitige Liebe hätte verborgen bleiben können. So kam es, daß Niemanden ihre Gefühle fremd blieben, außer der Señora de Calatrava; denn diese liebte ihre Pflegetochter so zärtlich, daß kein Uebermaß von Liebe, an sie verschwendet, ihr hätte auffallen können.

Man sprach viel darüber; tadelte die Mutter, bekrittelte Carlos und verdammte die anmaßende Elia. Jeder wußte ihr mit bewundernswerther Klugheit das Benehmen vorzuschreiben, welches sie befolgen, die Maßregeln, welche sie in der Folge nehmen sollte, kurz, Jeder war, wie gewöhnlich, — wie Ihr, die Ihr dies leset und wie ich, die ich es schreibe — besonnen, klug und verständig in fremden Angelegenheiten.

Auch die Baronin von San Bruno sprach sich bei dieser Gelegenheit sehr ausführlich darüber aus; denn sie war, wie wir gesehen haben, eine von jenen Personen, die mit einer stachligen Seele zur Welt kommen, wie ein Igel, durch Charakter, Ton, Sitte Allen feindlich, sich der Kritik als Stelzen, um sich zu erheben, bedienend, ohne zu bedenken, daß eben diese Stelzen ihre eigenen Unförmlichkeiten mehr in's

Licht stellten. Diese unglücklichen Wesen, vom Neide als Schildwachen und von der Schmähsucht als Telegraphen in der Gesellschaft aufgestellt, scheinen die traurige Mission zu haben, im Gegensatze zu der der Biene, welche aus Allem Honig saugt, aus Allem Gift zu saugen. Und wer wird diesen Hauptfehler unserer Zeit verbessern, dieser allgemeinen Ernüchterungssucht den Zügel anlegen können, welche sich an Menschen und Dingen vergriffen hat, mit derselben Hand und demselben frechen Geiste, womit sie die Altäre ihres Schmuckes beraubt hat? Nur unser Bestreben tugendhaft zu sein; denn mit der Tugend ziehen in unsere Herzen das Wohlwollen und die Nachsicht, ihre Begleiter, ein.

Die Baronin ließ, wie wir sagten, ihren Glossen freien Lauf, indem sie betheuerte, sie verstehe das passive Benehmen der Marquise nicht, sie, eine Cordoba de la Cepa,*) eben so lächerlich eitel, wie eine ihrer Verwandten, die, als sie bei dem Tode einer Königin von Spanien eine Glocke läuten hörte, die sonst nur bei dem Tode eines Cepa geläutet ward, mit gezierter Entrüstung fragte: — „Wird unsere Glocke geläutet? Für wen? War die Königin etwa aus dem Hause der de la Cepa?“

*) Unter dem Namen von Cepa kennt man das vom Domcapitel der heiligen Kathedralkirche von Cordoba 1368 bewilligte Geläute, welches man mit der großen Hauptglocke und drei anderen macht, zum Gedächtniß der Nachkommen von D. Alonso Fernandez de Córdoba, Señor de Montemayor, der von Gonzalo Fernandez de Córdoba, Señor de Aguilar, und der von D. Diego Fernandez de Córdoba, Señor de Lucena, aus Dankbarkeit dafür, daß sie diese Stadt 1368 gegen den König Don Pedro, der mit den Mauren von Granada sich verbunden hatte, vertheidigten.

Die Baronin sah aber aus folgendem Grunde die Marquise mit scheelen Blicken an:

Das Geschlecht der Baronin war von noch sehr neuem Datum, daher kam es, daß ihr Haus, welches prächtig war, mit dem besten Geschmacke der Epochen, in welchen die Künste am meisten in der Blüthe waren, mehr Bequemlichkeit und Solidität vereinigte, als das Haus der Orrea, das nicht nur vor der Eroberung und Vertheilung Sevilla's erbaut, zu welcher Zeit es einem Orrea zufiel, sondern, da es ein altes Gebäude, auch in keinem guten Stande mehr war, vereinzelt und schlecht gelegen, denn die alten Granden liebten es, isolirt zu wohnen, als besorgten sie sonst nicht genug Raum zu haben, um ihre mächtigen Zweige auszubreiten; und sie wölbten ihre Dächer hoch, als fürchteten sie, sie möchten ihnen nicht hoch genug sein, um ihre stolzen Häupter erheben zu können. Als das baufällige Haus der Marquise einst einer bedeutenden Ausbesserung bedurft hatte, sagte die Baronin bei dieser Gelegenheit, das Haus der Marquise gliche einem in einer Dachkammer aufgehängten, grobtuchenen, geflickten und schlecht gemachten Mantel. Es fehlte nicht an einem Zwischenträger, der geschäftiger als eine Posttaube und rascher als eine Eisenbahn, es der Betheiligten hinterbracht hätte, die ohne ihre ruhige Fassung zu verlieren sagte: daß Niemand so sehr das Recht habe, dies zu sagen, als die Baronin, die in einem so schönen und neuen Hause lebe. Daß alle Fehler ihres Hauses darin lägen, daß es sehr alt und es gewiß eine Fatalität sei, daß den Häusern das zum Nachtheil gereiche, was für die Pergamente ein Vorzug ist.

Wir haben nicht erfahren können, ob die Besitzerin des neuen Hauses als Christin in ihrer Todesstunde der des alten Hauses diese Worte verziehen hat.

Trotz der scheinbaren Gleichgiltigkeit und Unbekümmertheit der Marquise, war sie nicht ruhig; denn obwohl es ihr eine leichte und einfache Sache schien, diese unbesonnene Neigung ihres Sohnes, wann sie es beschlösse, von der Wurzel aus zu vertilgen, so fürchtete sie doch seinen ungestümen Charakter, der ihn zum Aeußersten und zu einer auffallenden Handlung verleiten könnte, welche von sich reden machen würde, und Elia, deren guter Name ihr heilig war, in übeln Ruf bringen könnte. Sie überlegte also, daß keine Zeit mehr zu verlieren sei, und beschloß mit ihrem Sohne zu sprechen, und ihn zu bereden oder zu zwingen, zu seinem Regimente zurückzukehren.

Waren einmal Berge zwischen ihnen, war sie ruhig; denn dachte sie — und sie dachte recht — es gibt keine Liebelei, die der Vernunft, der Zeit und der Abwesenheit widersteht.

Carlos hatte seinerseits schon lange seiner Mutter sein Herz eröffnen wollen, es aber von Tag zu Tag verschoben, da er keine dazu passende Gelegenheit fand.

Er hatte keinen Vermittler gesucht, denn er kannte Niemand, der in Familienangelegenheiten auf seine Mutter einen Einfluß ausübte. Nur seine Tante hätte zwischen Mutter und Sohn vermitteln können; aber Carlos Zartgefühl erlaubte es nicht, seine Tante in diese Angelegenheit zu verwickeln.

Eines Tages, nachdem sie gefrühstückt und die Diener sich zurückgezogen hatten, sagte plötzlich die Marquise mit gemäßigter, aber fester Stimme zu ihrem Sohne:

„Carlos, obwohl es der mütterlichen Würde entgegen ist, sich in Liebesintriguen ihrer Kinder zu mischen; obwohl ich darüber — wie ich es über manches Andere thue, — meine Mutteraugen schließen möchte, kann ich es doch in diesem

Falle nicht thun. Es ist meine Pflicht vorzubeugen und die Folgen Deiner Unvorsichtigkeit abzuwenden, die Du bei Deinem unüberlegten Charakter weder voraussiehst noch bedenkst; daher sehe ich mich genöthigt, Dir Dein ferneres Benehmen vorzuschreiben, da Dein früheres Veranlassung gab, ein junges Mädchen zu compromittiren."

Diese unerwartete Anrede überraschte und erschreckte die drei Geschwister.

Fernando, der den Charakter seiner Mutter und die Leidenschaft und Absichten seines Bruders kannte, sah eine heftige Scene voraus, deren Resultat nicht den Wünschen der Marquise entsprechen würde und sagte daher zu ihr:

„Mutter, wir Männer verstehen uns unter einander besser; wenn Sie mir den Auftrag geben wollten, Carlos Ihren Willen mitzutheilen, so könnte man auf diese Art eine Scene vermeiden, die für beide Theile gleich peinlich sein muß."

„Nein," antwortete die Marquise, „die Rathschläge einer Mutter haben nur, wenn sie von ihren Lippen kommen, ihre ganze Macht; ihr Wille hat nur in ihrem Munde seine ganze Autorität."

Esperanza sah ihre Mutter zitternd und erbleichend an. Fernando fühlte sich bewegt und senkte das Haupt. Carlos dachte an Elia, trocknete sich den Schweiß von der Stirn und ermuthigte sich, indem er sich sagte: „Jetzt oder nie!"

Die Marquise schrieb diese sichtliche Aufregung ihrer Kinder der Ueberraschung zu, welche es ihnen verursachte, sie von Carlos' Liebe unterrichtet zu sehen, und in der Meinung, eben deshalb ihren Zweck schneller und leichter erreichen zu können, fuhr sie ruhig fort:

„Es ist nicht meine Absicht, Dir vorzuwerfen, daß Du Deine Blicke auf ein Mädchen richtetest, daß Dir als Waise

und Schützling Deiner Tante hätte heilig sein sollen. Deine Vernunft wird Dir dies besser sagen, als meine Worte es vermöchten; Dein Gewissen, wenn Du ihm Gehör schenkst, wird es Dir dentlicher sagen, als meine Gründe. Elia's Ruf hat unter Deinem auffallenden Benehmen gelitten, und der gute Ruf, Carlos, ist die erste Mitgift, welche der Mann von der Frau, die er zu der seinigen machen will, verlangt; die schönste Vergeltung, welche sie ihren Eltern geben kann, und das ruhmvollste Erbe, welches sie ihren Kindern hinterläßt; er ist ihre Krone in dieser Welt und ihr Epitaph auf dem Grabmale; und dieser gute Ruf, Carlos, ist wie eine Rose, die durch das Ansehen verwelkt. Daher also, Carlos, muß man die Blicke der Welt von Elia abziehen, welche sie welk machen. Dafür gibt es nur ein Mittel; es ist leicht, einfach, zieht nicht die Aufmerksamkeit auf sich und ist vor Allem mein Wille — daß Du alsogleich abreisest."

Es herrschte eine Weile Stille; auf die gekreuzten Hände Esperanza's fielen zwei schwere Thränen.

Endlich sagte Carlos mit achtungsvollem Tone, welchen die tiefe Ehrfurcht, die er für seine Mutter hegte, ihm eingab, aber auch fest und entschieden wie seine heftige Leidenschaft für Elia ihn machte:

„Mutter, ich werde abreisen, wenn Sie es begehren. Aber glauben Sie deshalb nicht, daß ich meiner reinen Liebe entsage; sie ist mein Leben, meine Seele, mein Schicksal und mein ganzes Sein. Ich liebe einen Engel, welchen Gott auf die Erde setzte, um zu sehen, ob die Menschen ihn zu schätzen verständen; sie hat meine Liebe angenommen, und nichts in der Welt kann uns trennen."

Die Ueberraschung der Marquise war so groß, als sie diese Worte vernahm, daß sie sprachlos ward und ihre be-

troffenen weit aufgerissenen Augen auf ihren Sohn heftete, während eine tödtliche Blässe sich über ihre Züge ergoß.

„Was?" — sagte sie endlich mit erstickter Stimme, „was wagst Du in meiner Gegenwart auszusprechen? Daß es keine Macht in der Welt gebe, die Dich von einer unsinnigen Thorheit abhalten könne? Haben meine Sinne mich getäuscht? Ist es mein Sohn, der Sohn des Mannes, welchen ich im Grabe liebe und verehre, der diese Worte aussprach?"

„Ja Mutter, ja, es ist Ihr Sohn, bereit, Ihrem Willen Alles zu opfern, außer seiner Liebe. — Oh, Mutter! Mutter! verdammen Sie ihn nicht. Warum müßten Sie ein so reines, edles und unüberwindliches Gefühl verdammen? Zwingen Sie mich nicht, mich Ihrer Autorität zu entziehen, der ich mich immer unterworfen habe! welche ich mit dem Vertrauen des Hirten auf die Sterne, die nie täuschen, befragte! — Willigen Sie ein, Mutter! — damit mir meine Lebensgefährtin, von Ihrer Hand empfangen, zweimal geheiligt sei!"

„Und Du wagst es," rief die Marquise außer sich, „auch nur an eine Verbindung zu denken — mit . . . Nun denn! es falle der Schleier, welcher, wie eine mit Qualen und Uebeln geschwängerte Wolke, das fatale Geheimniß ihrer Geburt verhüllte. Wisse denn —"

„Oh! Mutter," sagte Carlos sie mit Begeisterung unterbrechend, „was kümmert es mich? Würde es mich glücklicher machen, könnte ich sie inniger lieben, wenn sie die Tochter eines Königs wäre? Was kümmert es mich, was für Blumen es waren, aus deren Kelchen der Honig gezogen wurde, der mein Leben versüßen soll? Mutter, wollen Sie Vorurtheile berücksichtigen, wenn es sich um die Entscheidung meines Schicksals handelt? Nur Hochmuth kann mehr als Unschuld, Tugend und Schönheit verlangen!"

„Er ist wahnwitzig!" sagte die Marquise mit gepreßter Stimme; er hört weder Vernunftgründe an, noch seine Mutter, noch achtet er auf sonst etwas. „Geh in Dich, Carlos! sprich wie ein vernünftiger Mensch mit Deiner Mutter; und spare die Romanideen für minder ernste Angelegenheiten auf."

„Seien Sie nicht unerbittlich in Ihrem Widerstande, meine Mutter, wie ich unbesiegbar in meiner Festigkeit. Befehlen Sie mir das Mögliche, damit ich Ihnen gehorchen kann, wie ich es nicht anders wünsche; und kämpfen Sie nicht mit Ihrer Autorität, die ich verehre, gegen das Unmögliche an."

„Flieh aus meinen Augen, rebellischer Sohn!" rief die Marquise zitternd vor Entrüstung, mit der ihr herrischer Charakter und ihre heftige Gemüthsart ihr Herz erfüllen mußte, als sie ihren Sohn so sprechen hörte; — „daß die morgige Sonne Dich nicht hier bescheine. Komme mir nicht eher wieder vor die Augen, bis Du nicht gesunde Vernunft, das Gefühl Deiner Pflichten, Rücksicht für Deine Familie und die Deiner Mutter schuldige Achtung wieder hast."

„Ich werde gehen, sagte Carlos sich erhebend, „ich werde gehen, aber nicht, bevor ich in Ihrer Gegenwart den Schwur erneuert habe, welchen ich Elia im Angesichte des Himmels gemacht habe, damit Sie nicht hoffen, daß ich darauf vergessen könne, weder mit der Zeit, noch durch die Abwesenheit, noch durch Ihre Autorität. Elia, die ich liebe und die mich liebt, Elia, auf die ich vertraue und die auf mich vertraut, Elia wird meine Gattin werden!"

Die Marquise richtete sich in die Höhe, ihr Antlitz war verzerrt, ihre Zähne schlugen an einander, und ihren Arm gegen ihren Sohn ausstreckend, ertönten von ihren bleichen und zitternden Lippen diese schrecklichen Worte: — „So bringe

ihr denn, unwürdiger Sohn, zum Heirathsgute den Fluch Deiner Mutter."

Esperanza stieß einen Schrei aus. Fernando stürzte auf seinen Bruder zu, der vernichtet in seine Arme sank. Die Marquise verließ mit hastigen Schritten das Zimmer.

Esperanza folgte ihr die Hände ringend. — „Mutter! Mutter! — wohin gehen Sie?" rief sie aus, als sie sah, daß diese ihre Mantille umnahm.

„Ich gehe," versetzte die Marquise, „der Kühnen die Augen zu öffnen, welche es gewagt hat, unsinnige Schwüre anzunehmen und eine Thorheit zu begünstigen; ich gehe, ihre wahnsinnigen Täuschungen zu zerstören!"

„Mutter!" rief Esperanza noch einmal aus, sie zurückhaltend, indem sie sich vor ihr auf die Knie warf, „Elia ist unwohl. Lassen Sie mich zu ihr gehen! Erlauben Sie, daß eine Freundin ihr die Augen öffne, wenn Sie darauf bestehen — aber gehen Sie nicht! gehen Sie nicht! — wenigstens in diesem Augenblicke gehen Sie nicht!"

„Laß mich," antwortete die Marquise, sich aus den Händen ihrer Tochter losmachend, mit welchen diese sich an ihre Knie angeklammert hatte; — „damit ich nicht heute in jedem meiner Kinder einen Gegner finde."

Mit diesen Worten ging sie hinaus und Esperanza blieb vernichtet auf den Knien liegen, die Arme gegen die Thür ausgestreckt, durch die ihre Mutter verschwunden war.

Drittes Kapitel.

Elia lag etwas unwohl auf dem Sopha. Marie hatte sie zugedeckt, und vor ihr mit einer Schale und einem Löffel in der Hand stehend, sagte sie: „Mach doch, Elia, nimm diesen Lecksaft von Eibisch; ich selbst habe ihn gekocht und er ist sehr wirksam.“

„Ich werde ihn nehmen, Marie,“ antwortete Elia; „aber obwohl Du selbst ihn gekocht hast, schmeckt er doch sehr garstig;“ und sie machte dabei eine graziöse Bewegung des Ekels.

„Wie Deine Haut glüht!“ sagte Marie, das Mädchen berührend.

„Du bemühst Dich, mich übel zu finden,“ versetzte diese, „und das Alles, um mich Dein gepriesenes Säftchen verschlucken zu machen; nimm es selbst; denn ich, wenn Du Dich auch noch so darüber erboßest, fühle mich wohl, sehr wohl, und zufrieden und heiterer als an einem Festtage; denn morgen oder übermorgen wird mein Geheimniß an's Tageslicht kommen. Und ich sage Dir, Du wirst aus lauter Freude drei Nächte nicht schlafen können und drei Tage nicht brummen.“

„Dieses Geheimniß,“ sagte Marie, innerlich lachend, „auf das Du mich so gespannt machst, wird am Ende wie der Berg sein, der eine Maus gebar.“

„Im Gegentheil,“ versetzte Elia mit Lebhaftigkeit und Eifer, „im Gegentheil, Maria, die Maus ist es, welche den Berg gebären wird, Du wirst schon sehen! — Du wirst schon sehen!“

Die Thür des Zimmers öffnete sich plötzlich und die Marquise erschien bleich, streng und imponirend auf der Schwelle.

Der Löffel entglitt aus Elia's Hand und Marie wandte sich überrascht um.

„Marie, entfernt Euch,“ sagte die Marquise, „denn ich habe mit Elia zu sprechen.“

Marie rührte sich nicht, und heftete auf Elia einen Blick von unaussprechlicher Zärtlichkeit.

„Habt Ihr mich verstanden?“ sagte die Marquise trocken nach einer kleinen Weile.

Marie zog sich eingeschüchtert und verwirrt zurück.

„Wäre es möglich? nein, nein, nein, es ist nicht! es kann nicht sein! Und meine Señora? — es kann nicht sein! man müßte, wenn sie es thäte — sie mit ihrer eigenen Zunge aufhängen!“ murmelte Marie vor sich hin, während sie hinausging.

Als Marie hinter sich die Thür geschlossen hatte, nahm die Marquise einen Stuhl, und setzte sich in einiger Entfernung Elia gegenüber nieder.

„Elia,“ sagte sie zu ihr, „es gibt Dinge in dieser Welt, die verborgen bleiben können, so lange die Unkenntniß derselben nicht Anlaß zu schweren Uebeln gibt; die aber enthüllt werden müssen, so bald es kein anderes Mittel gibt, diese Uebel zu vermeiden. Dies ist der Fall hinsichtlich des Geheimnisses, das man gegen Dich über Deine Geburt bewahrte, und weswegen ich mich genöthigt sehe, es Dir zu enthüllen.“

Sie schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort: „Höre

mich an, und möge Dir, was ich Dir erzählen werde, zur Richtschnur dienen. Auf einer der Reisen, welche mein Bruder auf das Land machte und auf der ich ihn begleitete, machten wir in einem Gasthause an der Heerstraße Halt, weil mein Sohn Carlos das Verlangen hatte, dem Pfarrer die Hand zu küssen, den er sehr lieb hatte, und den er unter der Thür des Gasthofes stehen sah.

Meine Schwägerin wollte wissen, welch wichtiger Beweggrund diesen bestimmte, nach Sevilla zu gehen, wo die erste Epidemie schon verheerend auftrat, die dann so unheilvoll wurde. Wir zogen uns in ein Zimmer zurück, und der Pfarrer erzählte uns Folgendes:

„Es wird acht Tage sein, daß mich heftige Schläge an meine Thür aufweckten; ich stand auf und öffnete. Ein unbekannter Mann, der sein Gesicht in einem Mantel verbarg, in den er eingehüllt war, sagte mir, daß man meiner benöthige und daß ich ihm folgen möge. Ich schwankte einen Augenblick ob dieser Furcht einflößenden Erscheinung; aber sagte ihm dann: „Geht, ich werde euch folgen.“ Wir schritten durch die einsamen und dunkeln Straßen des Ortes, bis wir an den Ausgang desselben gelangten, wo wir zwei Pferde an einen Baum gebunden fanden. „Wohin gehen wir?“ fragte ich ihn. „Wo man Eures Amtes bedarf,“ erwiederte er mir.

Ich sah, daß ich mich der Gefahr preisgab, Theilnehmer oder Opfer eines traurigen Geheimnisses zu werden. Aber ich empfahl mich Gott und folgte meinem Führer.

Wir werden in gutem Trab eine halbe Stunde geritten sein, als mein Führer bei dem Eingange eines eingezäunten Olivenwaldes still hielt. Wir stiegen vom Pferde und er führte mich einen schmalen Fußsteig, bis wir zu einer Lichtung kamen, wo ein Feuer brannte; um dasselbe saßen acht oder

zehn Männer herum; es war nicht schwer sie zu erkennen; es waren Räuber. „Vater,“ sagte mir Einer von ihnen, ein junger Mann von gutem Aussehen, und welcher der Anführer zu sein schien, nach seiner stolzen Haltung und dem gebieterischen Tone zu schließen, „hört die Beichte dieses Weibes an,“ und er deutete dabei auf eine Unglückliche, welche am Boden auf einem Mantel ausgestreckt lag; dann entfernte er sich mit seinen übrigen Gefährten. Ich dachte, sie wollten sie umbringen und alles Blut erstarrte mir in den Adern. Ich näherte mich ihr, und da ich sah, daß sie keine Bewegung machte, richtete ich ihr Haupt in die Höhe; das Feuer beleuchtete mit vollem Lichte ihr Antlitz; es war schön.

„Vater,“ rief die Unglückliche aus, „ich fühle, daß ich sterben muß. Aber ich möchte noch früher meine Sünden bekennen, die zahllos sind. Sagt, Vater, sagt, wird eine so große Sünderin in Frieden sterben können? Wird Gott diese Gnade der Bittenden gewähren, da ihr schon nichts Anderes mehr zu bitten übrig bleibt?“

Ich beruhigte, so viel ich konnte, diese aufgeregte Seele, und erfuhr, als sie ihre Klagen verdoppelte, daß die Unglückliche in Geburtswehen lag. Es war dringend nothwendig, ihr zeitliche Hilfe zu verschaffen. Ich rief den Hauptmann, stellte ihm die Gefahr vor, in welcher sich die Leidende befand, und trug ihm an, sie in mein Haus bringen zu lassen, wo meine Schwester ihr die unentbehrliche Hilfe leisten würde. Nach einigen Einwendungen, die ich beseitigte, nahm er meinen Vorschlag an, aber mit der Bedingung, daß wenn die Tage vorüber seien, die zu ihrer Herstellung unumgänglichst nothwendig, ich sie ihm wieder übergeben sollte, worauf ich ihm förmlich mein Wort gab. Ich war gezwungen, seinem Begehren nachzugeben, was ich aber gleichwohl nur unter der

unerläßlichen Bedingung that, daß sie freiwillig darein willige; aber daran schien der Räuber nicht zu zweifeln.

Ich brachte also die Unglückliche in mein Haus, wo sie nach unsäglichen Leiden einem Mädchen das Leben gab, dabei das ihrige verlierend, welches sie in die Hände des Herrn niederlegte, gereinigt durch reichliche Thränen der Reue. Als der um sie kam, der mir sie übergeben hatte, trug er sie auf einer Bahre fort. Lange Zeit betrachtete er schweigend mit Entsetzen ihre schönen Züge, welche der Tod bleicher und ruhiger gemacht hatte, wie er die Seele desjenigen, der wie ein Christ zu sterben weiß, reinigt und beruhigt.

So standen an einer Seite der Bahre jenes schönen, jungen Mädchens, dem es die Ehre und das Leben gekostet hatte, Mutter zu werden, der Mann, der sie zu Grunde gerichtet hatte, und an der andern der, welcher die heilige Mission hatte, sie zu retten; jener betrachtete voll Schrecken und Entsetzen diesen Tod wie eine fürchterliche Strafe, während dieser ruhig betend ihn wie eine barmherzige Fügung Gottes ansah.

Ich brachte ihm das Kind; aber als der Räuber es erblickte, brach er in Verwünschungen aus, als wenn er ihm den Tod seiner Mutter vorwerfen wollte, schlug sich auf die Stirn, und stürzte aus dem Hause."

„Und verließ es?" rief Elia aus, die mit gefalteten Händen und mit ganzer Seele, die aus ihren schönen Augen sprach, bewegt den Bericht der Marquise anhörte; ohne aber das Geheimniß zu errathen, das ihr von der Marquise so feierlich angekündigt worden war, noch zu verstehen, welchen Zusammenhang diese längst vergangenen Ereignisse mit der Gegenwart haben könnten,

„Armes Geschöpf Gottes! Arme Verlassene!" fuhr sie fort mit leiser Stimme vor sich hinzumurmeln, als sie sah,

daß die Marquise, ohne ihr zu antworten, in der Erzählung des Pfarrers fortfuhr:

„Ich wartete noch einige Tage, um zu sehen, ob der Vater nicht um sein Kind kommen würde, das ich mit dem Namen seiner Mutter getauft hatte. Da aber Niemand kam, sah ich mich genöthigt, die arme verlassene Waise der Vorsehung Gottes und dem Erbarmen der Menschen zu empfehlen, und sie nach Sevilla in's Findelhaus zu bringen."

„Welches das Fegefeuer der Engel ist, die für die Schuld ihrer Eltern büßen müssen," *) rief meine Schwägerin mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit aus. „Bringen Sie, Herr Pfarrer, das Kind her, ich will es sehen."

Man brachte es schlafend herbei; aber als es Isabella in ihre Arme nahm, schlug es die Augen auf und schien sie auf die ihrigen zu heften. Isabella, die sich immer von ihrem ersten Impuls leiten läßt, küßte es und sagte: „Herr Pfarrer, dieses Kind gehört mir." Dieses Kind, fügte die Marquise sich erhebend hinzu, warst Du!

Erwäge jetzt wohl, ob die Tochter eines Verbrechers und eines gefallenen Mädchens daran denken kann, sich mit den beiden ersten Häusern von Andalusien zu verbinden."

Mit diesen Worten entfernte sich die Marquise, eine unveränderte Ruhe zur Schau tragend, welche aber ein heftiges Zittern und eine tödtliche Bläße Lügen straften.

Marie, die in der Nähe geblieben war, sah die Marquise fortgehen und eilte in das Zimmer Elia's zurück. Ihr Geschrei rief Alle vom Hause zusammen, als sie beim Eintreten das Mädchen, das sie gesäugt hatte, bewußtlos wie

---

*) Man halte sich die Zeit, in der man hier spricht, gegenwärtig.
Anm. d. Autors.

einen Leichnam am Boden liegen fand. Mit beschleunigten Schritten und von Don Benigno unterstützt, kam die Assistentin herbei.

„Was ist das?“ rief sie aus, sich durch den Kreis der Diener drängend, welche die bewußtlose Elia umgaben, „was ist geschehen?“

„Daß sie stirbt! daß sie stirbt!“ rief Marie aus, welche den Kopf verloren hatte.

„Elia! Elia! Kind meines Herzens!“ rief die Assistentin, „einen Arzt, einen Arzt, geht, eilt Alle!“

Don Benigno lief, das Fenster zu öffnen, Pedro, Essig zu holen.

„Aber Marie, bist Du ganz von Sinnen!“ sagte die Assistentin, „rede, wie ist das gekommen?“

„Ich weiß es nicht,“ versetzte Marie, „ich war nicht hier.“

„Wo warst Du denn, leichtsinniges Weib? und ich hatte im Vertrauen auf Dich Dir ihre Pflege überlassen in ihrer Unpäßlichkeit, die ich für unbedeutend hielt!“

„Señora,“ antwortete Marie, „die Frau Marquise befahl mir hinauszugehen.“

„Meine Schwester ist hier gewesen?“ fragte die Assistentin überrascht.

In diesem Augenblicke schlug Elia, die man auf das Sopha gelegt hatte, die Augen auf, und kaum hefteten sich ihre Blicke auf das angstvolle Antlitz der Assistentin, als sie, mit einem plötzlichen Impuls sich erhebend, sich ihr zu Füßen warf und ihre Knie umfassend, ausrief:

„Señora! Señora! ich bin nicht die Tochter Ihrer Freundin; ich bin das verachtete Kind eines Räubers, eines Vaters, der mich verließ! Ich verdiene es nicht, daß Sie mir den süßen Namen, Tochter, geben; nennen Sie mich

Sclavin, Señora! Ich werde Ihren Dienern dienen, wenn sie meine Dienstleistungen nicht verschmähen! Ich werde mich an meinen Platz stellen, und es soll mir nicht schwer fallen, wenn Sie mir von allen Ihren Wohlthaten die, welche am meisten werth ist, die ich am meisten schätze, noch ferner zu Theil werden lassen, Ihre Liebe."

Ihr Schluchzen ließ sie nicht weiter reden.

Die Señora de Calatrava hatte sich bleich und zitternd auf einen Lehnstuhl geworfen; und die schmerzlichste Ueberraschung, die sich in ihrer offenen und ausdrucksvollen Miene gemalt hatte, wich dem heftigsten Zorne. „Das ist eine Ruchlosigkeit! murmelte sie vor sich hin, das ist ein elender Verrath! Und zu was? und ohne mich davon in Kenntniß zu setzen! das heißt ein Tigerherz haben. „Erhebe Dich, mein Kind," sagte sie, Elia an ihr Herz drückend, „hier ist Dein Platz und wird es immer sein. Du bist meine Tochter, und wer Dich nicht als solche betrachten will, mag sich auf immer von mir entfernen! Ich werde Dich rächen, meine Tochter! Sie wollen Dich erniedrigen; ich werde Dich erheben und ich müßte wenig Macht haben, wenn ich es nicht könnte! Meine Tochter! meine theure Tochter!"

Aber Elia antwortete ihr nicht; sie war in eine neue Ohnmacht mit Delirium verfallen.

„Señora, Señora," schrie Marie wahnsinnig vor Schmerz, „sie haben sie getödtet! Das ist ein Dolchstich! Señora, Señora! Das Mädchen war schon unwohl; und das öffnet ihr das Grab! Dies schreit gen Himmel! was hat ihr diese Unschuld gethan, diese Rosen ohne Dornen?" und Marie löste sich in Thränen auf.

„Marie, betrüben Sie die Señora nicht noch mehr," sagte Don Benigno, ohne den Blick von der aufgeregten und thränenerfüllten Miene der Assistentin zu wenden.

„Trösten Sie sie, wenn Sie es können," versetzte Marie.

In diesem Augenblicke trat Pedro mit dem Arzt ein, der Elia zur Ader ließ und sie zu Bette zu bringen befahl, nachdem er versprochen hatte, in ein paar Stunden wiederzukommen. Als dieser fortgegangen war, gab die Señora Don Benigno ein Zeichen, ihr zu folgen und begab sich auf ihr Zimmer.

„Bringen Sie das Tintenzeug," sagte sie, nachdem sie sich niedergelassen hatte, mit der klaren Stimme und den kurzbetonten Worten, die ihr eigen waren, wenn sie sehr aufgeregt war. Don Benigno verwirrte sich derart, als er diese Worte hörte und voraussah, was folgen würde, daß er statt des Tintenzeuges den Leuchter brachte.

„Woran denken Sie, Mann Gottes!" sagte die Assistentin wüthend, erhob sich und holte selbst das Tintenzeug mit der Nachheit eines jungen Mädchens.

Als Alles bereit war, sagte die Assistentin: „Schreiben Sie!" und dictirte:

„Du hast meine Elia getödtet."

Don Benigno zögerte, während seine Feder zwischen seinen Fingern zitterte, als wenn die Luft sie bewegte.

„Warum schreiben Sie nicht?" fragte die Assistentin.

„Aber — an wen ist dieser Brief gerichtet?" fragte seinerseits Don Benigno, unfähig, einen Brief anzufangen, ohne ihn mit dem Namen der Person, an die er gerichtet war, zu beginnen.

„Die Adresse wird dies schon sagen," versetzte die Assistentin voll Ungeduld.

„Getödtet," wiederholte Don Benigno, nachdem er den Satz niedergeschrieben.

„Du hast einen Verrath an mir begangen," fuhr die

Assistentin zu dictiren fort, „Du hast mich an der empfindlichsten Stelle des Herzens verwundet; Du hast mich unversöhnlich beleidigt. Die Grausamkeit Deines Verfahrens gegen meine Tochter —

Unterstreichen Sie, Don Benigno, das Wort Tochter; gegen meine Tochter. Ist es geschrieben?“

„Ja Señora,“ antwortete Don Benigno mit schmerzlich bewegter Stimme.

Die Señora fuhr fort:

„Dein kränkendes und unerklärliches Benehmen gegen mich, zwingt mich, Dir zu erklären, daß Du und Deine Kinder auf immer entsagen können, Du auf meine Freundschaft, sie auf mein Vermögen.“

Bis zu dem Worte „Freundschaft“ inclusive schrieb Don Benigno nolens volens; aber als er zu dem Worte „Vermögen“ kam, entglitt die Feder seiner Hand und er beschwor die Señora mit einem an ihm nie gesehenen Muthe, diesen entscheidenden Ausspruch zurückzunehmen, oder ihn von dem Auftrage, es niederzuschreiben, zu entbinden, da es ihm unmöglich sei, diesen Auftrag zu erfüllen. Die Assistentin riß ihm das Papier aus der Hand, machte zwei Tintenkleckse, und schrieb mit großen und ungleichen Buchstaben das bestrittene Wort „Vermögen“ nieder, unterschrieb den Brief, faltete ihn zusammen, wie es eben ging, klebte eine viereckige, hochrothe Oblate hinauf, schrieb die Adresse und schickte ihn dann gleich in das Haus ihrer Schwägerin.

Eine halbe Stunde nachher empfing sie ein sorgfältig zusammengefaltetes Billet. Folgendes war sein Inhalt:

„Die Häuser Orrea und Cordoba haben Jahrhunderte in Reichthum und mit Anstand gelebt, ohne dazu Deines Vermögens zu bedürfen. Darum betrachten wir es Alle mit

Gleichgiltigkeit, die Begierde nach Gold den niedrigen Classen und Seelen überlassend. Nicht so ergeht es mir mit Deiner Freundschaft, die verloren zu haben, mich kränkt. Ich habe vielleicht hart, aber vernünftig gehandelt; für große Uebel taugen nur starke Arzneien. Aber ich denke nicht daran, noch werde ich je daran denken, mich zu rechtfertigen, da ich keinen andern Richter Rechenschaft zu geben habe als meinem Gewissen.

Deine

Ines de Cordoba."

„Und diese meine Schwägerin," rief die Assistentin, nachdem sie den Brief gelesen, „nennt es ein großes Uebel, daß ich diesen Engel liebe und sie meine Tochter nenne. Kann man es glauben? Aber meine Tochter soll sie sein trotz Allen, denen es nicht recht sein mag."

Aus dem ist leicht zu ersehen, daß die Assistentin weit entfernt war, die Entwicklung dieses Dramas zu ahnen, dessen Effecte sie berührten, ohne daß sie die Ursache davon errieth.

Viertes Kapitel.

Als die Marquise fortgegangen war, rief Esperanza ganz außer sich ihren Bruder Fernando, theilte ihm schluchzend den Entschluß mit, welchen die Mutter in ihrem Zorne gefaßt, und beschwor ihn, den Pater Salvador von den Capuzinern zu rufen, den Beichtvater der Marquise, die einzige Person, von der man wußte, daß sie einigen Einfluß auf diese stolze Seele ausübte, die unbiegsam wie Stahl war, und sehr eifersüchtig auf ihre mütterliche Autorität. Diese Autorität war ihren Kindern immer achtbar gewesen durch den Verstand und die Strenge der Witwe, durch den Edelmuth und die Würde der Señora, durch die vollkommene Hingebung der Mutter an die Interessen ihrer Kinder, durch die Tugenden der Christin.

„Nur ihr Beichtvater," sagte Esperanza zu ihrem Bruder, „nur seine Stimme, welche die der Religion ist, kann diesen Sturm ihrer Seele besänftigen, wie der Salvator mundi den der Meereswellen besänftigte."

Fernando billigte die Ansicht seiner Schwester, und um in einer so mißlichen Angelegenheit jedes Dazwischenkommen der Diener zu vermeiden, eilte er selbst in's Kloster, von wo

er den Pater Salvador mit sich zurückbrachte. Der Anblick des Mönches in seiner schlichten Kutte und mit seinem silberweißen Barte war so ehrwürdig, daß er deutlich bewies, wie weder Gold noch Seide nöthig sind, um die Würde des Menschen zu heben. Als die Marquise zurückkam, wußte der Pater Salvador schon, daß auf dieses so tugendhafte und friedliche Haus der mütterliche Fluch wie ein Blitzstrahl geschleudert worden war, seine fürchterlichen Spuren zurücklassend und es bis in seine Grundfesten erschütternd.

Als die Marquise ihren Beichtiger erblickte, ward sie, erbittert wie sie war, unangenehm davon überrascht; sie warf einen Blick entrüsteter Mißbilligung auf ihre Kinder und gab ihnen ein Zeichen, sich zu entfernen. Als sie sich entfernt hatten, sagte die Marquise zu dem Capuziner mit Bitterkeit. „Sie sind gerufen worden, wie ich vermuthe."

„Und wenn es so wäre," — versetzte der Capuziner.

„So würde ich es für eine unerhörte Kühnheit meiner Kinder halten, mir einen Richter aufdringen zu wollen."

„Ich komme nicht als Richter, sondern als Vermittler."

„Wie, wollen Sie mich vielleicht überzeugen, daß ich in jene Mesalliance einzuwilligen habe?"

„Sie wissen, Señora, daß ich mich nie in die weltlichen Angelegenheiten Ihrer Familie gemischt habe; weniger weltlich und erhabener ist die Absicht, in der ich gekommen."

„Vor allen Dingen, Pater, ich vermuthe, daß Sie von den ruchlosen Plänen meines Sohnes, von seinem scandalösen Benehmen und von seiner frechen Emancipation in Kenntniß gesetzt sind; immer war ich in Sorge wegen seines Benehmens, wegen seines Mangels an richtigem Verstande und seiner verdorbenen Grundsätze. Aber, daß er daran denken würde, wie er es jetzt beabsichtigt, seine Familie zu entehren, seinen

Adel zu beflecken, der öffentlichen Meinung Trotz zu bieten, seinen Stamm und den seiner Kinder zu schänden, und im Alter von einundzwanzig Jahren die Autorität seiner Mutter mit Füßen zu treten — das konnte ich mir nie, nie vorstellen!"

„Ihre in einem Kloster fromm verlebte Jugend," versetzte der Pater Salvador, „Ihr ruhiger Charakter, Ihre glückliche Heirath haben Sie vor Leidenschaften bewahrt; Sie kennen Sie nicht und haben nicht ihre Gewalt ermessen gelernt, und daher beurtheilen Sie ihre Resultate mit so großer Strenge."

„Wollen Sie die Ungezügeltheiten und Narrheiten entschuldigen?"

„Keineswegs. Nur will ich Sie darauf aufmerksam machen, Señora, daß die Leidenschaft nie gewaltiger und entschiedener wird, als wenn sie sich durch despotische Hindernisse gequält fühlt, und nie anmaßender, als wenn man sie verachtet. Die Sanftmuth und Klugheit erlangen mit der Zeit mehr, als Strenge und Unduldsamkeit auf einmal erreichen können."

„Und es ist ein Diener Gottes, ein Richter im Beichtstuhle," sagte die Marquise mit bitterer Ironie, „der Ueberredungsmittel gegen die Leidenschaften anräth?"

„Eben weil ich es bin, thue ich es, Señora: und wenn nicht — würden sich dann noch Viele vor uns auf die Knie werfen? Marquise," fügte er mit abgemessener aber fester Stimme hinzu, „Sie haben sich mit Heftigkeit und Hochmuth benommen, obwohl Sie in dem, was Sie verdammen, im Rechte sind, und in dem, daß Sie es verbieten, von ihrem Rechte Gebrauch machen. Und so wird Ihr Wille geschehen, Ihr Sohn wird fortreisen, mehr können Sie für jetzt nicht verlangen, aber Sie werden Ihren mütterlichen Fluch zurücknehmen, den Sie so übereilt aussprachen."

„Soll ich," rief die Marquise aus, während Zornesröthe ihre bleichen Züge deckte, „einen Augenblick später das zurücknehmen, was ich einen Augenblick früher gethan! Soll ich mich vor meinen Söhnen erniedrigen! ich einem wahnsinnigen Widerspenstigen nachgeben! — Sie scherzen, Pater! Sie wissen doch ganz gut, daß Unbeständigkeit nicht der Fehler ist, dessen ich mich zu schämen habe!"

„Aber in diesem Falle wird es eine Tugend sein, der Sie sich rühmen können! Oftmals schon sagte ich Ihnen, Marquise, die Demuth, diese so kleine, so gering geschätzte Tugend, die wie der ungeschliffene Diamant weder leuchtet noch glänzt, ist trotzdem der sicherste Führer zu unserer Vervollkommnung."

„Wenn die Demuth von einer Mutter verlangt, daß Sie sich vor einem wahnwitzigen und in Tollheit verrannten Sohne erniedrigen und ihn fürchten soll; wenn diese Tugend verlangt, daß seine Mutter ihm Flügel leihe, statt ihm Hindernisse in den Weg zu legen, damit er in den Abgrund stürze — Señor, dann entsagt eine gute Mutter einer solchen Tugend."

„So lange Sie das Geschehene aufrecht halten," sagte der Pater Salvador sich erhebend, „dürfen Sie unter meiner Leitung sich nicht den heiligen Sacramenten nähern."

„Wohl denn," versetzte die Marquise mit gereiztem Stolze, „wohl denn, es gibt noch andere Priester in Sevilla, die die Sache von einem andern Gesichtspunkte aus betrachten und von mir nicht etwas verlangen werden, das meine Würde beeinträchtigt. Es mag die Veranlassung zurückgenommen werden, so wird auch die daraus entstehende Folge aufhören. Predigen Sie diese Demuth dem Sohne, dem sie besser anstehen würde als der Mutter."

„Ich bin nicht sein Gewissensrath, Señora; Sie wissen es."

„Noch sind Sie es mehr von mir; ich will jenem Unbändigen nicht diesen Vortheil lassen."

„Dann hat hier mein Amt sein Ende erreicht,“ versetzte der Beichtiger ohne sich zu erzürnen. „Unser Joch lastet auf dem, der es trägt, so leicht, daß der Wunsch genügt, es abzuschütteln; und es ist gelöst. Was von Gott kommt, kommt von freiem Willen begleitet, damit das Gute verdienstlich sei, und das Böse keine Entschuldigung habe.

Was mich anbelangt,“ fügte der ehrliche Beichtvater hinzu, „so gehe ich als Seelsorger nicht von dem ab, was ich für meine Pflicht erkenne; halten Sie sich gegenwärtig, daß, wenn ich nicht nachgebe, es geschieht, weil ich nicht darf und mein Gewissen es mir verbietet; und daß, wenn Sie es nicht thun, Ihr Starrsinn daran Schuld ist.“

Mit diesen Worten grüßte er sie und verließ langsamen Schrittes das Zimmer; und als die letzte Falte der groben Capuzinerkutte in den Angeln der Thür verschwunden war, hörte er eine erstickte Stimme, die ausrief: „Pater Salvador! Pater Salvador! Kehren Sie zurück — ich gehorche!“

Die religiöse Frau hatte über ihre Leidenschaften gesiegt; die Katholikin trat der Schlange auf das Genick!

Bei diesem Ausrufe hatte die Marquise ihr stolzes Haupt auf ihre Hände sinken lassen, und ein Strom von Thränen füllte endlich ihre trockenen Augen.

Der Pater Salvador kehrte wieder um.

„Tochter!“ sagte er zur betrübten Mutter mit tiefbewegter Stimme, „in dem liegt mehr Verdienst, als in einem Jahre ascetischen und vollkommenen Lebens!“

Den folgenden Tag verließ Carlos Sevilla, von dem Fluche freigesprochen, mit heftigem Schmerz sein gegenwärtiges Glück opfernd, aber unerschütterlich in seinen Hoffnungen auf das zukünftige.

Fünftes Kapitel.

Einen Monat nach den erzählten Vorfällen herrschte in dem Zimmer Elia's, das noch vor Kurzem das Sanctuarium der Blumen, der Gesänge und der Fröhlichkeit gewesen, eine tiefe Stille. Die Gardinen waren sorgfältig vor den Fenstern zugezogen, um das Licht des Tages aufzuhalten. Den Wohlgeruch der Narden und des Jasmins ersetzten Lavendel und Zuckerrauch; Pomaden, Bänder und Blumen hatten ihren Platz auf dem Toilettentische Arzneitränken, Pillen und Recepten überlassen. Die gnadenreiche Jungfrau, welche die Assistentin besonders verehrte, und der heilige Antonius, der Lieblingsheilige Mariens, hingen über dem Bette. Auf dem Kasten stand ein Crucifix, vor welchem eine geweihte Kerze brannte; unter den Kissen eines lilienweißen Bettes blickten carmoisinrothseidene und goldene Schnüre eines Beutelchens mit Reliquien hervor, welche die Nonnen geschickt hatten.

Endlich fand man dort alle jene katholischen Vorbereitungen, welche der Unglückliche, dem der Glaube fehlt, ansieht, ohne verstehen zu können, wie sie in der Gefahr ermuthigen, im Schmerze aufrecht erhalten und den Tod versüßen können.

Am obern Ende des erwähnten Bettes saß die Assistentin; dieser gegenüber zu den Füßen des Bettes saß Don Benigno, der abwechselnd und voll Sorge seine Blicke bald auf die im Bette Liegende, bald auf seine Señora heftete, deren niedergeschlagene Miene die Spuren der durchwachten Nächte und des Kummers zeigte. An der andern Seite des Bettes saß Marie auf einem niedrigen Stuhle, in der Hand ein Stäbchen haltend, an dessen oberem Ende ein Büschel von Papierstreifen befestigt war, um damit jede Fliege oder Mücke zu entfernen, die sich dem Lager, auf welchem Elia ruhte, näherte. Diese lag unbeweglich auf ihrem Bette; die brillanten Farben der Gesundheit und der Jugend waren von ihrem Antlitz verschwunden; von einer gewissen Entfernung aus betrachtet, hätte man das schlafende Mädchen nicht von von ihren weißen Betttüchern unterscheiden können, wenn nicht ihr Haar die Umrisse ihrer schönen Stirn begrenzt hätte. Dieses fiel in zwei lange Flechten getheilt ihr zu beiden Seiten herab, so daß es einer abergläubischen Einbildung erscheinen konnte wie der Tod, der seine schwarzen, fleischlosen Arme auf jenes schlaffe Haupt legte, um es mit seiner Hand als Beute fortzuschleppen.

Diese Gruppe, die wir beschrieben haben, war von höchstem Interesse und bildete einen Gegensatz zu jenen, welche wir uns zu unserm Troste vorzustellen pflegen, in welchen mitleidige Engel über das Elend der Menschheit wachen, während in der, die wir schildern, ein Engel es ist, der von drei Wesen bewacht wird, die das Elend in sich faßten, die Assistentin personificirte das Alter, Don Benigno die Kraftlosigkeit und Marie die Kränklichkeit.

„Dies ist der längste und ruhigste Schlaf, den sie noch hatte,“ sagte die Assistentin mit leiser Stimme.

„Gewiß," antwortete Don Benigno, seine große Uhr herausziehend; „dreiundvierzig und eine halbe Minute."

„Ja, heute ist der Tag des heiligen Antonius!" rief Marie aus, ihre Hände mit dem lebhaften Ausdrucke einer inbrünstigen Dankbarkeit gegen das Bild des Heiligen ausstreckend.

Nach einer Pause sagte die Assistentin, als wenn das, was sie sagte, die Frucht ihres frühern Nachdenkens wäre: „Carlos ist fortgegangen, wie man mir sagte, und ist nicht einmal gekommen, sich von mir zu beurlauben! Ja nicht einmal von meinem armen Mädchen, das er so gern zu haben schien; — noch von Ihnen, Don Benigno, der Sie so viel Geduld mit ihm hatten. Wer hätte das geglaubt. Was ist den Gliedern dieser Familie in den Sinn gekommen! Niemand sehe ich außer Fernando, der seinen Bruder mit der Eile der Abreise schlecht genug entschuldigte. Und meine Schwägerin — härter als Stein und grausamer als der König Don Pedro — besucht nicht einmal mein Mädchen, nachdem sie es an den Grabesrand gebracht hat; noch läßt sie sich herab, eine Empfehlung zu senden! Das übertrifft Alles! Wenn Sie da noch Worte der Entschuldigung haben, Don Benigno — und wie gut paßt dieser Name für Sie, und daß man Sie nicht Zacharias getauft! — wenn Sie da noch eine Entschuldigung finden, nenne ich Sie Don Benignissimo, — wie mein Carlos sagte, daß Sie im Stande sind, dem Herodes einen Altar zu errichten."

In diesem Augenblicke schlug Elia ihre schönen Augen auf und heftete sie mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Sanftmuth und Dankbarkeit auf die Personen, welche sie umgaben. Don Benigno erhob sich geräuschvoll und eilte, auf der Seite die Vorhänge herabzulassen, wo ein Strahl der Sonne eindrang.

Marie beeilte sich, die Falten der Betttücher zu glätten und auszuziehen, während die Assistentin die Hand der Kranken nahm, ihre Wärme und ihren Pulsschlag beobachtete und dann ihre Hand auf die glatte Stirn der Kranken legte.

„Wie wird es mir möglich sein," sagte Elia mit schwacher Stimme, „für so viele Wohlthaten dankbar genug sein zu können? Ein Herz genügt nicht; ein Leben reicht nicht hin."

„Schweige," antwortete die Assistentin, die Hand auf ihren Mund legend, „schweig, Närrchen! Wir sind es, die Dir dankbar sein müssen, daß Du nicht gestorben bist, und Dich rasch erholst, Deine Arzeneitränke aus der Apotheke fleißig nehmend, wie ein gutes, folgsames Mädchen, das Du bist! Ach, mein Kind, wenn Du fehltest — würde es eine Sonne in diesem Hause, Blumen im Garten oder Trost für uns geben?

Jetzt, mein Herz," fügte die Assistentin nach einer Weile hinzu, „gehe ich in die Kathedrale, die Messe zu hören, welche ich der heiligen Jungfrau versprach, wenn sie Dich herstellte. Es ist zehn Uhr und um elf wird die Messe gelesen. Lebe wohl, mein Engel! Marie, erzähl' ihr eine Geschichte und unterhalte sie bis zu meiner Rückkehr."

Als die Assistentin und Don Benigno fort waren, befanden sich Elia und ihre Amme zum ersten Male seit der Besserung Elia's allein. Diese heftete lange Zeit ihre Augen auf die Mariens, und in ihrem sanften, schmachtenden Blicke lag eine Bitte, die ihre Lippen nicht einmal vor ihrer Amme auszusprechen wagten.

Mariens Scharfsinn verstand schnell diese stumme Frage, die sie erwartete und befürchtete, denn sie wollte nicht, daß Elia die Abreise Carlos' erführe, die Marie höchlich miß-

billigte. Andererseits befürchtete sie, sie möchte es bei der ersten Gelegenheit durch die Assistentin erfahren, die unaufhörlich von ihrem Neffen sprach. Wenn sie es so plötzlich von der Señora erfahren würde, könnte es sie erschrecken und Veranlassung zu manchen Uebeln sein. Marie ergriff also ein indirectes Mittel, um mit einem Male und mit einer Hand die Wunde zu schlagen und den Balsam zu reichen.

„Ich werde Dir eine Geschichte erzählen, wie es mir die Señora befohlen hat," sagte sie und begann mit folgenden Worten:

„Es war einmal eine Hirtin, die war so gut, so lieblich und so christlich, daß es eine Freude war. Als sie eines Tages ihre Schafe an sehr einsamen und verlassenen Stellen weidete, kam sie in ein kleines Thal, das frischer und grüner als ein Strauß von Basilienkraut war. Inmitten von vielen Waldblumen, die sie unter sich begraben zu wollen schienen, bemerkte sie Ruinen, deren Mauern so traurig dastanden, wie Einer, der weder leben noch sterben kann. In der, welche am meisten hervorragte und noch am festesten stand, — dank einer Cypresse, die hinter ihr emporgewachsen war, wie um sie zu stützen, — sah man in einer Nische ein Marienbild. Dessen Bekleidung, die der Wind zerrissen und die Regengüsse eingeweicht hatten, war farblos und in Fetzen verwandelt worden.

Nichts zierte die Nische als Spinnengewebe und ein Epheuzweig, der seine schwachen Blätter zwischen das Unwetter und das Bild drängte. Die kleine Hirtin begann bitterlich zu weinen, indem sie sagte: „Ach, meine Mutter! meine Mutter! wie allein und verlassen Du bist! Welcher Schmerz! welcher Schmerz! daß die Königin des Himmels so vernachlässigt auf Erden ist! Wer doch reich wäre, um

hier diese Capelle wieder zu erbauen und Deinen Cultus hier wieder einzuführen.

Wer nur so viel hätte, Dir ein Kleid kaufen zu können!"

Und die Hirtin, die nicht mehr thun konnte, begann die Nische zu reinigen, und umgab sie mit Kränzen, die sie aus Feldblumen machte; und alle Tage machte sie, während ihre Schäflein weideten, frische Kränze, um damit die Nische der Jungfrau zu schmücken, und lehrte ihre Lämmlein vor dem Bilde die Knie beugen.

Da geschah es einmal, daß ein sehr schöner Prinz, von seiner Jagd zurückkehrend, in dieses Thal kam, und als er diese so schöne und gute Hirtin sah, verliebte er sich sterblich in sie und sagte ihr, daß er sie heirathen wolle. Aber die Königin, die hochmüthiger als der leidige Lucifer war, wollte nicht eine schöne und fromme Hirtin zur Schwiegertochter, sondern eine Prinzessin, und wäre sie auch böser als Barrabas und häßlicher als ich. Und um ihn von seiner Liebe abzubringen, schickte sie ihren Sohn mit einer Gesandtschaft in ein benachbartes Reich. Der Sohn, der nur zu, ja, nur zu gehorsam war," — Marie wiederholte das nur zu und betonte es stark, — „befolgte den Befehl; aber kehrte bald und noch verliebter geworden durch die Entfernung zurück, wie es treuer Liebe zukommt, und verheirathete sich mit der Hirtin nach Gesetz und Ordnung, wie ich mich mit dem Schulmeister; und die Hirtin erbaute der Jungfrau, die sie zum Lohne, daß sie eine so fromme Verehrerin von ihr war, so glücklich und reich gemacht hatte, die Capelle von Neuem, wie sie es ihr gelobt hatte; und das ist das Ende von meiner Geschichte mit Brod und Pfeffer und einem Körnchen Salz; weiter weiß ich nichts zu erzählen."

„Nein, Marie," — sagte Elia mit trauriger und schwacher Stimme, während ihre Thränen unaufhaltsam über ihre bleichen Wangen rollten, denn sie hatte ihre Amme verstanden und wußte, daß Carlos abgereist war; „so geht die Geschichte nicht aus; denn ich weiß es besser. Du hast sie nach Deinem Gutdünken verändert und ein Märchen daraus gemacht. Die Wahrheit ist, daß die unglückliche Hirtin nie mehr ihren schönen Prinzen sah. Wohl aber hörten die Hirten eines Nachts Stöhnen, sie näherten sich dem Orte, wo sie es gehört, und beim Eintreten in die Hütte der Hirtin, die zwischen den Ruinen stand, fanden sie die Hirtin auf dem vom Regen durchnäßten Stroh ausgestreckt liegen, ihr Köpfchen fiel auf den harten Boden, und als sie sie so elend fanden, eilten sie, ein Kloster davon zu benachrichtigen, aus welchem gleich zwei Mönche abgesandt wurden, ihr beizustehen. Als sie sich der Hütte näherten, sahen sie eine sehr große Helle und dachten, sie sei brennend. Als sie aber eintraten, sahen sie Knaben, deren weiße Kleider so glänzten, daß sie diese Helle verursachten. Ueber die Hirtin gebeugt, stand eine sehr schöne Dame, die deren Haupt aufrecht hielt und an ihre Brust lehnte, und als sie eintraten, sahen sie die Hirtin lächeln, seufzen und sterben.

Dann gab die schöne Dame jenen hübschen Knaben ein Zeichen, daß sie sich näherten, und sie nahmen sie mit sich in den Himmel; denn es waren Engel und die heilige Jungfrau von den Ruinen; und diese kehrte in ihre Nische zurück, um noch mehr Seelen für den Himmel zu gewinnen. Das ist die Wahrheit, Marie: Du hast Alles verdorben, indem Du einen Prinzen hineinbrachtest. Oh! glückliche Hirtin, Marie, die niemals ihr Herz theilt und es ganz für Gott und Marien erhielt.

Ich, liebe Amme, werde mich an einen Ort begeben, wo ich meine Seele reinige, und mich eines solchen Schicksals würdig mache!"

Elia erhob ihre Blicke zu dem Bilde der Jungfrau, und ihre Thränen versiegten, als wenn weltliche Thränen nicht Aufnahme im Himmel fänden. Als Marie sie so verklärt in ihrer Schönheit und so erhaben in ihrer Frömmigkeit sah, wandte sie sich dem Bilde der Jungfrau zu; denn es war ihr vorgekommen, als wenn diese ihre Blicke denen entgegensenkte, die Elia zu ihr erhob.

Sechstes Kapitel.

Die arme Marie, deren moralische Energie ihre körperliche Schwäche überwunden hatte, wie es jeder Frau ergeht, die liebt, bemerkte, als ihr Geist mit der Besserung Elia's sich beruhigte, daß sie ihren Kräften zu viel zugetraut hatte. Diese waren so erschöpft worden, daß sie genöthigt war, das Bett zu hüten. Ihr Zimmer war in einem Halbgeschoß unter dem Elia's gelegen, und ging wie dieses in den Garten hinaus. Marie hatte eben ihr Bett verlassen; sie saß dem Fenster gegenüber, das Haupt auf die Hand gestützt, und blickte in trauriges Nachdenken versunken zum blauen Himmel empor, über welchen hohe Wolken glitten, weiß und rein, wie Alles, was sich von der Erde erhebt. Der Jasmin, welcher die Gitterstäbe des Fensters umschlang, schien, von der Abendluft bewegt, mit seinen weißen Fingerchen an die Scheiben zu klopfen, wie um Marie einzuladen, diese zu öffnen und an seinem Dufte sich zu laben. Die Nachtviole, die weder Licht noch Lärm liebt, wartete, bis die Sonne vollends untergegangen war und die Vögel verstummten, um ihren Duft durch die Nacht auszuhauchen. Die Cypressen, in welchen Legionen von Vögeln wie in einem Heiligthum

ihre Zuflucht finden, standen wie grüne Thürme von Babel da. Das Schilf der aufgelassenen Teiche machte den lustigen Wasserblasen Platz, welche hervorquollen, wie die Kleinen, wenn sie aus der Schule kommen, um wie diese ihren Aufenthaltsort zu einem heitern Bilde zu machen.

„Nun, Marie,“ sagte Pedro, der eben mit einer Schale Suppe, die er ihr brachte, eintrat, „wie geht es? Wie immer, denke ich: Wenig Schmerzen und viel Klagen.“

„Was wißt Ihr, der Ihr frisch und gesund wie ein Apfel seid, und ein Gesicht wie der Jännermond habt, von Krankheiten,“ antwortete Marie. „Betrachtet mich doch und seht selbst, ob ich nicht in diesem Leichenantlitz ihre Siegel aufgedrückt trage?“

„Und warum schont Ihr Euch denn nicht?“ antwortete Pedro. „Hätte das Mädchen nicht gut gepflegt werden können, ohne daß Ihr Euch zu Grunde richtet? War vielleicht Niemand da, um sie zu pflegen?“

„Niemand wie ich, Pedro.“

„Phantasien einer Kranken,“ versetzte dieser; „die Frauen bilden sich in ihrer hohen Weisheit ein, daß gewisse Dinge nur sie allein machen können.“

„Ja, Pedro, ja; und es sind jene, die eine vollkommene Aufopferung, eine unendliche Liebe erfordern.“

„Aber, Weib Gottes, lieben wir nicht Alle das Mädchen wie unser eigenes Herz?“

„Die ganze Welt kann sie lieben; aber Niemand so wie ich, die ich sie gesäugt habe. Ihr wißt nicht, Pedro, was es heißt, ein Geschöpf an seinen Brüsten ernähren!“

„Was ich weiß, ist, daß Ihr immer einen Grund sucht, um mehr und besser zu lieben.“

„Pedro,“ sagte Marie, „laßt Euch, der Ihr immer so

viele einfältige Geschichten als Beweis und Bestätigung für Eure Albernheiten anzuführen wisset, einen Vorfall erzählen, damit Ihr wisset, was es auf sich hat, ein Geschöpf an seinen Brüsten zu ernähren.

Es war einmal ein Weib den Lastern so ergeben, so leichtfertig und geldgierig, daß sein Herz hart und kalt wie das Metall ward, das sein Idol war. Als diese Herzlose einst gebar, trat sie an ihr Fenster, das auf einen Fluß ging, und schleuderte durch dieses das Geschöpf hinab, das sie zur Welt gebracht. Wenn sie manchesmal in der Fastenzeit in sich kehrte, ging sie beichten und beweinte ihre Sünden; aber so groß war ihre Verderbtheit, daß sie bald wieder in diese zurückfiel.

Als sie wieder einmal den Beichtstuhl besuchte, befahl ihr der Pater, der sah, von wie kurzer Dauer die guten Vorsätze bei dieser Verlorenen waren, daß, wenn sie wieder einmal in Versuchung käme, eine ähnliche Schlechtigkeit zu begehen, sie, ehe sie diese ausführe, ihr Kind säugen solle. Das Weib gehorchte; das erstemal, als es wieder niederkam, gab es seinem Kinde die Brust, trat dann an's Fenster, um es in den Fluß zu werfen; aber Pedro, es konnte nicht! es drückte es an sein Herz, aufgelöst in Thränen, ward eine gute Mutter und kehrte zur Tugend zurück."

In diesem Augenblicke hörten sie an die Thür pochen, und Pedro machte sich aus dem Staube.

„Wer ist da?" fragte Marie.

„Wer wird es denn sein," erwiederte eine bekannte Stimme.

„Sie, Gevatterin Catana?"

„Ihre Dienerin."

„Mögen Sie noch viele Jahre die Gottes sein!"

„Und auch Sie möge der Herr beschützen," sagte die Haushälterin der Marquise eintretend.

„Von Herzen willkommen, Gevatterin," antwortete Marie, indem sie aufstehen wollte, um der Eintretenden entgegenzugehen.

„Ruhig geblieben, ruhig!" sagte diese, Marie bei den Armen fassend und sie zwingend, sich wieder niederzusetzen; „das beste Compliment ist, wenn man keine Umstände macht. Also in der That, waren Sie krank?"

„Ach, Gevatterin, ich habe die Nächte unter Martern und die Tage mit Stöhnen zugebracht."

„Ja, dieser verdammte Ostwind!"

„Nein, Gevatterin, ich und der Ostwind vertragen uns gut."

„So ist vielleicht dieser Seewind daran Schuld, der feuchter ist, als die Wellen, aus denen er entsteigt?"

„Auch nicht; dieser Wind verjagt den Nordwind, der mein Feind ist."

„Was ist es denn, Gevatterin?"

„Gevatterin, der Taufschein."

„Von dieser Farbe, meine Freundin, haben wir Alle ein Kleid."

„Die Farbe wird dieselbe sein, Señora, aber nicht der Stoff! Der meines Kleides ist schadhaft!"

Trotz dem war es nicht bloß das Interesse für die Gesundheit ihrer Gevatterin, wie man aus diesem Gespräche glauben sollte, das den Besuch der Señora Catana veranlaßt hatte. Diese hatte mit Schrecken die Uneinigkeit der beiden Schwägerinnen gesehen, die bis jetzt so einig mit einander gelebt hatten; die plötzliche Abreise Carlos' und Elia's Krankheit; sie bemerkte das Zusammentreffen aller

dieser Ereignisse zur selben Zeit, ohne daß das Mindeste in Betreff der Ursachen, die diese Verwirrungen hervorriefen, in jenem so streng verschlossenen Hause durchgeleuchtet hätte. Sie kam also, um zu sehen, ob sie nicht aus Marien, vor der, wie sie wußte, ihre Señora nichts verbarg, etwas herausbringen könne. Aber um aus Marien etwas herauszubringen, war große Geschicklichkeit vonnöthen, denn die Discretion der treuen Dienerin war eben so bekannt. So kam es, daß Catana das Gespräch einleitete, indem sie von dem Punkte ausging, der am weitesten entfernt von dem Gegenstande war, der sie hierherzog.

„Gevatterin,“ sagte sie, „ich komme, um Sie zu bitten, mir zu sagen, wie Sie den Orangenpudding machen; denn meine Señora hält mir immer vor, daß Sie ihn besser machen, als ich.“

Marie war über diesen offenbaren Triumph sehr geschmeichelt, der ihr durch die Anerkennung ihrer Nebenbuhlerin zu Theil ward; sie lächelte mit mehr Befriedigung als Apollo, da er über Marsyas triumphirte; aber großmüthiger als der Gott, befriedigte sie ihre Nebenbuhlerin, statt sie zu schinden, durch folgende Antwort:

„Die Marquise thut mir sehr viel Ehre an. Da wird man wohl auch sagen können: „Niemand ist in seinem Lande Prophet.“ Das ist der Pudding meines Mädchens, wie ihn meine Señora nennt; und ich werde Ihnen sagen, wie ich ihn mache.

Auf den Saft von neun Pomeranzen nimmt man ein halbes Pfund gestoßenen Zucker, den man früher mit zwölf Dottern von frischen Eiern verrührt, und zwei volle Löffel feinsten Mehls; dann nimmt man ein Modell von Blech, schmiert es mit flandrischer Kuhbutter, die man früher am

Lichte zergehen läßt, damit kein Theil des Modells ohne Butter bleibt; denn sonst möchte die Masse ankleben. Man gibt sie zum Verkochen in eine Dunstcasserole, die man mit einem blechernen Deckel und mit glühenden Kohlen zudeckt, welche erneuert werden, so bald sie verlöschen."

Catana dankte Marien für das ausführliche Recept und sagte dann:

„Wissen Sie nichts Neues, Gevatterin?"

„Was wollen Sie, das ich wissen soll," versetzte Marie, „die ich hier zwischen meine vier Mauern eingeschlossen bin, wie das Küchlein in der Eischale? Ich sehe außer Pedro Niemand, mit dem man ein vernünftiges Wort sprechen könnte; und dieser sagt nichts, da er so unverschämt ist zu behaupten, einer Frau etwas sagen, ist so viel als es ausrufen lassen."

„Wissen Sie, Gevatterin," sagte Catana, „daß der französische Koch der Frau Gräfin, der sich ein größeres Ansehen als ein Grande von Spanien gibt, vor einigen Tagen aufkündigte, weil, wie er sagte, die Thiere hier nicht gemästet werden, die flandrische Butter ranzig ist, und die Hühner mager! Aber die Gräfin legte zu den zwanzig Duros, die er als Lohn hat, zehn hinzu, und so ließ er sich herab zu bleiben."

„Bleiben Sie mir vom Leibe mit diesem Prinzen der Casserolen!" antwortete Marie; „meine Señora sagt, daß ihr seine Speisen nicht schmecken, und er nicht einmal einen Pfau braten kann."

„Aber, Gevatterin, unter uns, da Niemand da ist, der uns hören könnte, ist es nicht ein wahres Unglück, daß die beiden Damen, die so zu einander paßten wie die Finger einer Hand, sich überworfen haben?"

Mariens Physiognomie, die bis jetzt eben so offen als zufrieden gewesen über den erst gefeierten Triumph, der sie auf eine Höhe stellte, von welcher sie den Schüler des Carême über die Achseln sah, veränderte plötzlich den Ausdruck, als sie diese Worte hörte, und nahm wieder ihren gewöhnlichen, essigsauren an.

„Was diese Uneinigkeit verursachte," fuhr Catana fort, „ist selbst für die ältesten und treuesten Diener des Hauses ein Geheimniß. Ich wette, daß die Señora Assistentin gegen Sie nicht so verschlossen war, und Ihnen nichts unbekannt geblieben ist von dem, was sich zugetragen haben muß. Sehen Sie, das ist doch eine ärgerliche Sache, wenn man, nachdem man so viele Jahre in einem Hause gewesen, sich dort wie eine Fremde behandelt sieht, und nicht weiß, was man antworten soll, wenn die Leute Einen fragen."

Marie war nicht gleich zu einer Antwort bereit; endlich sagte sie:

„Gevatterin, wenn Sie etwas wissen wollen, was mich betrifft, so werde ich Ihnen, als meiner Freundin, mein Herz erschließen; aber wenn es meine Señora angeht, so verzeihen Sie, wenn ich schweige; denn wenn ich auch meine Fehler habe, bin ich doch treu wie Gold, zuverlässig wie das Gewicht, und darf man mir vertrauen wie dem Siegel."

Siebentes Kapitel.

Einige Zeit nachher saßen in dem Zimmer Elia's diese und die Assistentin sich gegenüber, vor einem Tische, der mit Geschenken bedeckt war, welche die Señora für ihr Mädchen zu kaufen befohlen hatte, deren tiefe Traurigkeit man bemerkte trotz der Anstrengungen, die die Unglückliche machte, sie zu verbergen. Elia war schöner als je, denn wenn die ersten Thränen, die ein Weib vergießt, auch in seinen Augen den offenen, heitern Blick der Kindheit verlöschen, so weihen sie in ihnen den gefühlvollen und geistig belebten Blick der Jugend ein; sie sind wie das Pedale, welches die Melodien, die aus dem Herzen kommen, dämpft und mildert; sie bilden einen Gazeschleier, der, ohne es zu verbergen, sich zwischen das Weib und die Augen legt, welche es ansehen.

Die Assistentin und Marie, welche Letztere auf einem niedrigen Stuhle saß, besprachen das Kapitel der Gesundheit mit einander.

„Gewiß, Marie," sagte die Assistentin, „wenn wir Elia nur Hühnersuppe gegeben hätten, wie Don Narciso anordnete, der Alles als einen verdorbenen Magen behandelt, wäre sie dahingeschwunden."

„Er sagt, daß die Diät das Uebel tödtet," bemerkte Don Benigno.

„Und auch die Person," versetzte die Assistentin. „Diese Herren, die auf die neue Art curiren, sind wie Jener, der, um eine Fliege auf der Stirn seines Nachbars zu tödten, ihr einen solchen Schlag mit der Keule versetzte, daß er ihn selbst tödtete."

„Und da kamen sie mir recht," sagte Marie, „mir, die ich die Suppe kochte. Die, welche übrig blieb, war den folgenden Tag schon eine Gallerte, ohne daß ich, um sie gerinnen zu machen, Schnee gebraucht hätte, wie der Casserolenprinz der Frau Gräfin."

„Und jetzt, mein Kind, da Du wieder hergestellt bist," sagte die Assistentin, „mußt Du wieder froh und zufrieden werden, wie Du es früher warst; denn ich sehe nicht ein, warum Du Dich dieser Traurigkeit, die Dich ergriffen hat, überläßt. Wenn es mir nur möglich wäre, zu errathen, was Dich zerstreuen könnte! Ach!" fuhr sie fort, zu Don Benigno gewendet, „wo ist jener Brief, der während der Krankheit des Mädchens kam, und den ich Ihnen zum Aufheben gab? Bringen Sie ihn jetzt, da ich mich daran erinnere; es könnte sein, daß er meinem Herzenskinde Zerstreuung macht." —

Man muß so unschuldig und frei von aller Arglist sein, wie es die Assistentin war, um die Verlegenheit und Bewegung nicht zu bemerken, welche ihre Worte in den Personen, die sie anhörten, hervorriefen; Alle drei schwiegen.

„Habe ich griechisch gesprochen?" sagte die Señora nach einigen Augenblicken.

„Die Verwirrung in jenen Tagen war so groß," erwiederte Marie, als sie die hohe Röthe auf Elia's Wangen und den angstvollen Blick in ihren Augen bemerkte, „daß Don Benigno wohl den Brief verloren haben wird."

„Don Benigno einen Brief verlieren!“ rief die Assistentin aus, „das ist ein Einfall! Ueber einen solchen Mann ein solches Urtheil! Es scheint, daß Du ihn erst seit gestern kennst, Marusja! Nicht wahr, Don Benigno, Sie haben ihn nicht verloren?“

„Nein, Señora, ich habe ihn nicht verloren,“ versetzte dieser, zu ehrenhaft und wahrheitstreu, um Marien in ihrem Stratagem zu unterstützen.

„Warum gehen Sie denn nicht, ihn zu holen?“ frug die Assistentin.

„Señora,“ erwiederte Don Benigno verwirrt, „ich fürchte, es möchte dem Mädchen schaden, seine Augen durch das Lesen eines Briefes anzustrengen, der so wirr ist, daß man selbst die Ueberschrift kaum entziffern kann.“

„Sie werden ihr den Brief vorlesen, wie Sie mir meine vorlesen,“ antwortete die Assistentin.

„Aber,“ meinte Marie mit einem Lächeln, das heiter und scherzhaft sein sollte, aber eher ein Grinsen schien; — „aber Señora, die Señorita könnte ihre kleinen Geheimnisse haben, die sie nicht entdeckt haben möchte!“

„Geheimnisse! — und für mich!“ rief die Assistentin aus, Elia mit Erstaunen anblickend, und da sie die Röthe, welche ihre Wangen deckte und die Verwirrung, die sich in ihren Zügen malte, bemerkte, setzte sie hinzu: „Nun gut. Sprechen wir nicht mehr von dem Briefe, da er Geheimnisse enthält.“

„Nein, ich will keine haben,“ rief Elia aus; „sie würden mein Gewissen wie eine Schuld drücken und mein Herz wie eine Undankbarkeit. Don Benigno,“ setzte sie hinzu, „ich bitte Sie, bringen Sie den Brief.“

Don Benigno blieb unbeweglich und blickte Marie an, wie der Müller den Wind. Diese zupfte Elia an den Rock-

falten, während sie leise zu ihr sagte: „Es ist jetzt nicht die Zeit dazu, Elia; warte, bis er wieder zurückkehrt; Du hast Niemand, der Dich unterstützt."

„Bringen Sie den Brief, Don Benigno," sagte die Assistentin laut. „Elia hat Recht, wenn sie ihrer Mutter nichts verbergen will und ich finde es in der That befremdend, daß Jemand sie davon abzuhalten sucht."

Don Benigno gehorchte augenblicklich und kehrte mit dem Briefe zurück, den er Elia überreichte; diese legte ihn, ohne ihn zu öffnen, in die Hände ihrer Mutter.

„Weißt Du also, von wem er ist?" frug sie diese.

„Nein," antwortete Elia; „aber ich kann es mir vorstellen."

Die Assistentin erbrach den Brief, nahm ihre Brille und las:

„Elia, ein despotischer Wille, eine tyrannische Pflicht zwingen mich abzureisen, ohne mir den traurigen Trost zu lassen, Dir Lebewohl zu sagen, dieses schwere Wort, welches der Abwesenheit und dem Tode vorangeht; ohne Dir mit der Stimme des Herzens die Schwüre erneuern zu können, welche ich hier mit meinem Blute einpräge. Mein sollst Du vor den Menschen werden, wie Du es schon vor Gott und den Engeln bist, seit dem Tage, an welchem ich sie zu Zeugen anrief und an Deinen Finger den Goldreif steckte, dieses Symbol der Ewigkeit.

Lasse Dich von den Vorwürfen nicht abhalten und verwirren, die Dich nicht erreichen können, die die Vernunft machtlos machen wird und die Zeit verstummen, wie es Dir meine unendliche Liebe und schrankenlose Beständigkeit beweisen werden.

Carlos."

Es ist unmöglich zu beschreiben, wie in der lebhaften Miene der Assistentin, die nie ihre Gefühle verbergen wollte

oder konnte, nach und nach in dem Maße, als sie weiter las, die verschiedenen Ausdrücke von Ueberraschung, Schrecken, Mißbilligung und Schmerz sich malten. Als sie den Brief zu Ende gelesen hatte, entglitt dieser aus ihren Händen, welche sie faltete und zum Himmel erhob, dann sie aber wieder auf ihre Knie sinken ließ, während sie sich in ihre Butaca mit dem Ausrufe: „Jesus Maria!" zurückwarf. Eine lange Stille folgte darauf, die Niemand zu unterbrechen wagte, denn die Señora war so in ihre Gedanken vertieft, daß sie nicht einmal das herzzerreißende Schluchzen Elia's hörte. Schwere Thränen rollten über die abgezehrten Wangen Mariens, die ihre geliebte Tochter mit einem solchen Ausdrucke von Liebe und Mitleid anblickte, daß ihre Seele sich in diesem Blicke aufzulösen schien. Don Benigno heftete seine Augen mit Angst und Sorge auf seine Señora.

„Darum also war es!" sagte nach dieser langen Pause die Assistentin; und schwieg dann wieder.

Aber Elia, die sie verstanden hatte, beendigte den Satz. „Ja," sagte sie, „darum kam die Marquise, um, wie sie mußte, mich aufzuklären und zu verhindern, daß meine Unwissenheit noch länger die Liebe und Verblendung ihres Sohnes mißbrauche, und es war zartfühlend von ihr, daß sie das Nein, welches Alles wieder an seinen Platz bringen sollte, in den Mund legte, aus dem das Aussprechen desselben nicht die verletzte, welche es traf. Sie sehen, meine Mutter, sie that, was der guten und edeln Mutter Carlos' und der großmüthigen Dame, die sich für mich interessirte, zukam. Ihre Klage über sie konnte nur daher rühren, daß Sie die Ursachen Ihres Verfahrens nicht wußten. Mutter, wenn Sie wüßten, wie groß mein Schmerz und meine Gewissensbisse sind, durch meine Schuld die edle Familie, welche ich

ehre und liebe, und der ich so viel verdanke, entzweit zu sehen! Mutter! Señora!" setzte sie hinzu, sich vor ihr auf die Knie werfend, „ich flehe Sie an, wie ich zu Gott flehen würde, versöhnen Sie sich mit Ihrer Schwester. Ich will nicht wie die Schlange sein, welche der großmüthige Holzhauer beschützte, und wie diese Gift in die Brust träufeln, die sie barg. Lassen Sie Ihr Herz der würdigen Mutter Gerechtigkeit widerfahren, die jetzt über die Ehre ihres Hauses und Stammes wacht, wie sie über der Wiege ihrer Söhne gewacht hat, die Gefahren von den Augen, welche damals der Schlaf geschlossen hatte, und jetzt die Leidenschaft verblendet, abwehrend. Verzeihen Sie jetzt ihrer gerechten Besorgniß; war ich die Schuld der Feindschaft, so gewähren Sie mir auch den Lorbeer der Versöhnung."

„Nein," antwortete die Assistentin. „Ich kann das Böse, das man mir anthat, verzeihen, aber nicht das, welches man Personen, die ich liebe, anthut. Ich entschuldige Alles, nur nicht die Härte des Herzens. Ohne mich zu befragen — ganz gegen meinen Willen — verrieth sie ein Geheimniß, das nicht das ihrige war. Und nachdem sie Dich an den Rand des Grabes gebracht, trieb sie weder ihr Herz noch ihr Gewissen, sich nach Dir zu erkundigen! Erhebe Dich, meine Tochter," fügte sie hinzu, sie bei den Händen fassend, „und erwähne nicht mehr diese Angelegenheit, wenn Du mir nicht mißfallen willst: in dem Maße als ich Dich demüthig und sanft sehe, erscheint sie mir härter und egoistischer; also erreichst Du das Gegentheil von dem, was Du willst."

Nachdem sie diese Worte gesprochen, versank die Assistentin wieder in ihre schmerzlichen Betrachtungen. Diese waren bitter. „Und ich habe nichts bemerkt, das ist unverzeihlich!" sprach sie für sich. „Blöde! blöde wie am Tage meiner Ge-

burt war ich! Ein Orrea, ein Abkömmling des Königs Don Pedro! Es kann nicht sein! Gott wird es wissen, ob Ines Recht habe! Ob nicht mein Kind in seinem Kloster glücklicher gewesen wäre! Ob ich nicht Schuld bin an seinem Unglücke! Ist es also möglich, daß das Gute ein Uebel anstiftet? Daß auch die Güte durch Uebermaß, die Liebe durch Uebertreibung schaden?" Diese Dilemma versetzten die Assistentin in einen Zustand der Verwirrung und Versenkung.

„Don Benigno," sagte sie endlich, „erklären Sie mir doch, der Sie studirt haben, woher es kommt, daß Leute, die sich von der Klugheit und Vernunft leiten lassen, gewöhnlich sicherer treffen, das Gute zu thun, als Jene, die sich blind dem Zuge ihres Herzens überlassen."

„Señora," versetzte Don Benigno, „in meinen Studien, die zwar nicht bedeutend waren, kann ich mich nicht erinnern, etwas gefunden zu haben, was dieses erklärt; aber nach meinem schwachen Verständniß scheint es mir daher zu kommen, weil der Wirkungskreis der Klugheit die Welt ist und der des Herzens der Himmel, und weil man, wie das Evangelium sagt, nicht zweien Herren auf einmal dienen kann."

Achtes Kapitel.

Es war für die Assistentin ein schrecklicher Schlag gewesen, als sie die gegenseitige Neigung der beiden Wesen, die sie am meisten liebte, erfuhr. Aus dem unaufhörlichen Kampfe, den ihre Liebe und ihre Vernunft mit einander führten, wie aus der quälenden Unruhe, die ihr der Gedanke verursachte, an diesem Unglücke Schuld zu sein, welches hätte vermieden werden können, wenn sie die klugen Rathschläge ihrer Schwester beachtet hätte, entstand in dem bis dahin so ruhigen Gemüthe der Señora ein fortwährender Zwiespalt; eine Melancholie, die nicht weichen wollte und ihre moralischen Kräfte zerstörte; wozu die Leere kam, welche sie in ihrem Herzen und Leben empfand, seit der Trennung, in der sie von ihrer ganzen Familie lebte; denn Clara war nach Cadix gegangen, die Seebäder zu gebrauchen. Dieser Zustand des Leidens hatte auch auf ihre Gesundheit Einfluß.

Vergebens mästete Pedro Pfauen mit Nüssen; vergebens bemühte sich Marie, die auserlesensten Näschereien nach ihren Recepten zu machen! Ihre Gebieterin, sonst so heiter und den Freuden der Tafel so ergeben, aß sie nicht; in der Nacht hörte die Jungfer, welche in einem an das der Señora

anstoßenden Zimmer schlief, sie in ihrer Schlaflosigkeit seufzen und stöhnen und des Morgens kehrte sie viel später von der Kirche zurück.

Fernando, der nie aufgehört hatte, seine Tante täglich zu besuchen, die er mit der Zärtlichkeit liebte, welche alle ihre Neffen für sie hatten, besprach sich mit dem Arzte wegen der Hinfälligkeit, die man an der Señora bemerkte, und dieser schlug den wohlthuenden Einfluß einer Luftveränderung vor. Die langen Octobernächte hatten das Wetter abgekühlt, und es war Fernando leicht, seine Tante zu bereden, daß sie früher als sie zu thun pflegte, auf das Land zog, was auch Elia, die noch immer schwächlich war, zu Gute kommen sollte.

Wohl unternahm man die Reise, aber es fehlte ihr jene Heiterkeit und Behaglichkeit, womit man sie sonst ausführte, wie einem Frühling, dem seine Blumen und Vögel fehlen.

Sie stiegen in dem Gasthause ab, das sich an der Straße befand, wo sie wie immer der Pfarrer erwartete, der ihnen entgegenkam. Schmerzliche Erinnerungen erweckten diesmal das ärmliche Gasthaus in Allen, die sich in demselben versammelten. Hierher hatte vor siebzehn Jahren der Pfarrer jenes verlassene Geschöpf gebracht, das noch nicht einmal um Mitleid bitten konnte! Und hier sollte sie eine so große Barmherzigkeit finden, daß deren Uebermaß ihr vielleicht nachtheiliger wurde als die spärliche und gemessene Jener, die sie nur aus Pflicht ausüben. Hier war sie ihrem niedrigen Loose entrissen worden! Aber war dies ein Glück? — war es ein Uebel?

Alle bewahrten, in ihre Gedanken versunken, ein trauriges Schweigen, als man plötzlich einen Lärm hörte, die

Leute des Gasthauses stürzten der Thüre zu und man hörte sie zu wiederholten Malen: Castro! Castro! schreien.

„Was ist das? Und wer ist jener Castro?“ frug die Assistentin.

„Drang der Name Castro nicht zu Ihren Ohren?“ versetzte der Pfarrer; „es ist der Name jenes unversöhnlichen Officiers, der mit der Verfolgung der Räuber betraut ist.“

„Señora,“ rief Marie aus in das Zimmer stürzend, „es sind Soldaten, sie sind auf Räuber gestoßen und bringen die Verwundeten mit sich. Jesus, welch Entsetzen!“

Der Pfarrer erhob sich, um hinauszugehen.

„Wohin gehen Sie, Señor?“ frug die Assistentin beklommen.

„Ihnen beizustehen, Señora,“ versetzte der Pfarrer.

Er ging hinaus, und Marie beeilte sich, die Thüre zu schließen, um vor ihrer Señora das schreckliche Schauspiel, dessen Schauplatz das Gasthaus werden sollte, zu verbergen. Mit roher Hast drangen die Soldaten ein, mit ihren Gewehrkolben Schläge austheilend und die Verwundeten und Sterbenden, die nicht mehr klagten, auf dem Boden niederlassend; die Weiber schrien, die Pferde wieherten und stampften, und durch den ganzen Tumult hörte man die starke, befehlertheilende Stimme des Commandanten.

„Gehen wir! gehen wir,“ rief die Assistentin entsetzt aus, „denn hier können wir nichts thun, noch helfen.“

„Warten Euere Excellenz, bis sie herein sind und den Durchgang frei gelassen haben,“ antwortete Marie, die sich an's Fenster gestellt hatte und bleich und zitternd auf den Moment wartete, in welchem es ihnen möglich sein würde, sich von dieser schrecklichen Scene zu entfernen.

Nach Verlauf einiger Augenblicke öffnete sich die Thür und der Pfarrer trat ein.

Seine Miene, gewöhnlich so heiter und ruhig, zeigte sich von einer tiefen Aufregung durchdrungen.

Er näherte sich der Assistentin und sagte ihr, daß er sie allein zu sprechen wünsche, und nachdem er sich abseits mit ihr zurückgezogen hatte, sagte er: — „Señora, zwei Schritte von hier ist Elia's Vater; er ist sterbend, erkannte mich und frug mich in diesem entscheidendsten Momente um seine Tochter. Werde ich meine Pflicht erfüllen, wenn ich sie vor ihm verborgen halte? Darf ich einem Sterbenden seinen letzten Trost entreißen? Soll mein Schweigen Schuld sein, eine Tochter zu verhindern, ihrem Vater die Augen zu schließen, und wird meine Verheimlichung nicht die Möglichkeit rauben, daß ihre Gegenwart sanfte Gefühle erwecken, die das Herz eines Verbrechers zu Gott erheben und seine Seele umstimmen können, damit er nicht in der schrecklichen bis zum Ende währenden Verstocktheit sterbe?"

Die Assistentin war wie vernichtet.

„Mein armes Mädchen!" rief sie mit Heftigkeit aus, „das würde sie tödten! Nein, nein, nein, ich willige nicht ein! Welche Verpflichtung hat sie gegen jenen, der so viele Bande zerriß, als er sie verließ? Nein, nein, sie soll es nicht erfahren! Entfernen Sie sich, entfernen Sie sich."

„Señora," sagte der Pfarrer, „bedenken Sie, daß Sie kein Recht haben, sich zwischen Vater und Tochter zu stellen; sagen Sie ihr, was vorgefallen ist und sie möge entscheiden, was sie zu thun hat. Es gibt Lagen, Señora, die so schwierig und von so unergründlicher Wichtigkeit sind, daß man eine unermeßliche Verantwortlichkeit auf sein Haupt ladet, wenn man in diese eingreift."

Die Assistentin sank zerknirscht auf eine Bank nieder.

Elia eilte, als sie es bemerkte, zu ihr hin: „Was ist es, Mutter!“ rief sie aus, „was ist vorgefallen?“

„Es ist kein Augenblick mehr zu verlieren,“ sagte der Pfarrer.

„Elia, Dein Vater ist hier und liegt in den letzten Zügen.“

Als sie diese Worte vernahm, stieß Elia einen durchdringenden Schrei aus, und stürzte aus dem Zimmer; der Pfarrer folgte ihr, und als die Assistentin, zitternd, außer sich, sie erreichte, und auf Fernando gestützt, hinzutrat, fand sie sie auf den Knien, göttlich wie die Barmherzigkeit, erhaben wie der christliche Muth, schön wie die kindliche Pflicht, auf ihrem Schooß ein dunkles, blutiges, schreckliches Haupt stützend, das einem Tapfern Scheu eingeflößt hätte, und an ihre reinen Lippen eine schwarze, rauhe, mit Verbrechen befleckte Hand drückend, vor deren Berührung selbst der Scharfrichter zurückgeschaudert wäre.

Der sterbende Räuber hatte seine Augen geöffnet und sie auf jene himmlische Erscheinung geheftet.

„Dies ist,“ sprach der Pfarrer zu ihm, „Eure reine und unschuldige Tochter, die kam, um Euch die Milde Gottes und den Weg zum Himmel zu zeigen.“

„Seraph, welchen Gott mir in der Todesstunde sendet“ — sagte der Sterbende mit langsamen Worten und matter Stimme — „wie die Hoffnung, wie das Erbarmen — damit ich darauf vertraue! Bitte zu Gott um die Verzeihung, die ich erflehe!

Gott wird Deine Stimme erhören, weil Du auf seine gehört hast, die da sagt: „Ehre Deinen Vater und Deine Mutter,“ und Keinen ausnimmt.“

Er drückte dem Pfarrer die Hand — und starb.

Elia wurde in den Wagen gebracht, der gleich im Galopp fortfuhr.

„Ach!" sagte Marie, die vernichtete Elia mit ihren Aufmerksamkeiten überhäufend, „welche Unklugheit! welche Grausamkeit! welche Barbarei! Wie konnte der Pfarrer eine solche Unmenschlichkeit begehen."

„Marie," antwortete die Assistentin, aufgelöst in einen Strom von Thränen, „beurtheilen wir nicht das, was die Priester zu thun sich verpflichtet glauben. Wenn sie in ihren Handlungen das Richtige trafen, ist unser Urtheil eine freche Verleumdung; wenn sie mit guten Absichten fehlten, so ist es ein kühner Tadel, der uns nicht zukommt. Wer sagt Dir, ob er nicht, was Du freilich mit Deinem kurzen Verstande nicht begreifen kannst, vielleicht eine Seele gerettet hat?"

Der Pfarrer und Castro blieben allein im Zimmer des Gasthauses zurück, wo der Letztere Verstärkung erwartete, um die er nach Sevilla geschickt hatte.

Der Abend war vorüber und die Nacht mit ihrer Stille eingebrochen.

Die Beiden saßen an einem Tische sich gegenüber, auf welchem eine Lampe brannte, deren Flamme sich unruhig und zitternd hin und her bewegte, als wenn ihre Unfähigkeit, die Dunkelheit aus diesem Zimmer zu verbannen, sie ermüdete. Sie goß aber ihr Licht voll auf das ehrwürdige und weiße Haupt des Pfarrers, während das unruhige, strenge Haupt Castro's, mit seinem schwarzen gekräuselten Haar, im Schatten blieb, welchen der Schirm der Lampe machte. Diese beiden Gestalten, die des Mannes des Friedens und die des Mannes der That, der eine der Apostel der göttlichen Macht, der andere der Diener der menschlichen Macht, bildeten einen

merkwürdigen Contrast, — der Eine hatte in seinem einfachen, schwarzen Anzuge das Brevier an seiner Seite, der Andere in seinem bunten militärischen Anzuge ein Paar Pistolen.

Sie standen oftmals auf, der Pfarrer, um nach seinen Verwundeten zu sehen; Castro, um sich an's Fenster zu stellen und zu beobachten, ob ihm nicht in der Stille der Nacht irgend ein Lärm die Ankunft der Verstärkung, die er erwartete, oder einen feindlichen Ueberfall der Banditen ankünde, um ihren Führer zu befreien, den sie noch nicht todt wußten.

Endlich sagte der Pfarrer zu Castro:

„Sie führen ein sehr mühevolles Leben; wollen Sie nicht ein wenig schlafen?"

„Es müssen," versetzte dieser, „die Einen wachen, damit die Andern ruhig schlafen können."

„Aber — sehnen Sie sich nicht manchmal nach Ruhe?"

„Es gibt keine Ruhe für mich!" antwortete Castro mit Bitterkeit.

„Señor," sagte der Pfarrer mit sanftem Lächeln, „diese Klage ertönt nur aus dem Munde der Verworfenen."

„Und der Verzweifelten," versetzte Castro.

„Es gibt keinen Schmerz ohne Trost in einer christlichen Seele, Señor de Castro."

„Ja, Señor, es gibt Schmerzen, die die Seele ohne Trost lassen, und für die es nur ein Verlangen, eine Freude gibt."

„Und diese ist?" fragte der Pfarrer.

„Die, sich zu rächen!" versetzte Castro.

„Ach! hätten Sie gesagt, die, zu verzeihen!"

„Wie leicht spricht der Mund dieses Wort aus, Herr Pfarrer!"

„Señor de Castro, wenn der Mund die Kraft hat, es auszusprechen, so wird ihn das Herz nicht Lügen strafen."

„Und glauben Sie, Herr Pfarrer, daß man, wie Sie wünschen, Alles verzeihen könne?"

„Ohne Ausnahme!"

„Dann sagen Sie mir, wie man das verzeihen kann, was ich Ihnen erzählen werde," sagte Castro, „und wenn Sie es denkbar finden, so werde das Wort unmöglich aus der Sprache verbannt."

„Auf einer Reise, die ich als Neuvermählter mit einer eben so zärtlich als leidenschaftlich geliebten Frau machte, wurden wir von Banditen überfallen, die sich ihrer und meiner bemächtigten, nachdem ich zwei Pistolen abgefeuert hatte, wovon die Kugel der einen den tödtete, welcher mich am nächsten bedroht hatte; wüthend darüber, banden sie mich mit den Riemen der Wagenpferde an einen Baum, fesselten meine Hände und steckten mir einen Knebel in den Mund. Dann schleppten sie meine Frau herbei, die sie vor meinen Augen umbrachten, nachdem sie früher ihr jede Schmach angethan hatten; ich sah sie zu meinen Füßen sich winden im Schmerze der Entehrung und des Todes; ich sah sie ihre verlöschenden Augen auf meine richten, die mich in ihrer Agonie um Hilfe anflehten; ich zählte ihre Seufzer; ich sah sie von Allen verlassen sterben; und stand dabei! — ich stand dabei — ohne ihr beistehen, noch von meinen Augen jenes entsetzliche Bild entfernen zu können! Meine Blicke waren der letzte und einzige Beweis der Liebe, den ich ihr geben konnte. Ihr Blut näßte meine Füße! Sie starb, indem sie ihre Augen auf mich heftete! Sie las in den meinen ein unauslöschliches Versprechen der Rache — und ich lebe nur, um es zu erfüllen!"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und sie sahen Fernando eintreten.

„Señor de Castro," sagte er, „ich komme, um eine Gunst von Ihnen zu erbitten."

„Sagen Sie nicht erbitten, sondern befehlen Sie," versetzte Castro in schroffem aber aufrichtigem Tone.

„Können Sie," fuhr Fernando fort, „darüber verfügen, wem die Verbrecher, die Sie verfolgen, zu übergeben sind?"

Castro's Miene verdüsterte sich.

„Kommen Sie, Señor," sagte er, „um zu Gunsten eines dieser Räuber zu sprechen?"

„Nein," antwortete Fernando, „ich komme, Sie um einen Leichnam zu bitten."

„Den des Hauptmannes vielleicht? Nein, nein, das kann nicht sein; sein Kopf soll auf einen Pfahl gesteckt werden, um im Tode die Bösen abzuschrecken, wie er im Leben die Guten erschreckt hat."

„Schlagen Sie mir also meine Bitte ab?" sagte Fernando mit gesteigerter und strenger Würde.

„Ich muß," versetzte Castro. — Aber nach einem augenblicklichen Schweigen setzte er hinzu: „Was wollen Sie mit dem Körper dieses Verbrechers machen? Geschieht es vielleicht im Interesse einer phrenologischen Untersuchung?"

„Nein, Señor," versetzte Fernando, „ich will ihn begraben."

„Wie einen guten Christen? — wie einen Ehrenmann?" rief Castro aus. „Nein, das wäre ein schlechtes Beispiel."

„Señor de Castro," antwortete Fernando, „die Lebenden beneiden nicht die Vorrechte der Todten."

Castro ging einige Mal im Zimmer auf und nieder.

„Und legen Sie," sagte er endlich, „viel Werth auf das, was Sie begehren?"

„Einen unendlichen Werth!" antwortete Fernando.

Castro fuhr fort, auf und nieder zu gehen; plötzlich blieb er vor Fernando stehen: — „Nehmen Sie ihn mit," sagte er. „Nichts kann noch darf ich dem Marquis de Val de Jara abschlagen, nicht seines Standes und Ranges wegen, sondern wegen seiner Person, die ich schon seit Langem schätze und verehre."

„Señor de Castro," antwortete Fernando, „seien Sie versichert, daß die Dankbarkeit und Achtung, welche mir die Gunst und die Art, wie Sie mir diese erweisen, einflößen, nie aus meiner Seele schwinden werden."

Als der Tag anbrach, hatte der Leichnam des Banditen Ruhe und Schutz im Friedhofe des Dorfes gefunden, in dessen Kirche man eine Seelenmesse in feierlicher Stille und mit tiefer Andacht las. Die Kirche war noch leer; man sah nur einen vornehmen und schönen jungen Mann in der Nähe der Canzel knien.

Einen Monat nachher sah das Haus der Assistentin sehr verändert aus. Es schien nicht mehr jenes friedliche, heitere Haus, dessen Atmosphäre eine rosige Färbung zu haben und das Willkommen mit der Herzlichkeit, mit der es seine Gebieterin gab, zu wiederholen schien. Nein! Es herrschte eine düstere Stille in demselben; man sah nur bestürzte und niedergeschlagene Mienen; seine Thüren standen weit offen.

In der Nähe der Vorthür des Hofes stand ein Tisch mit Federn und Tintenzeug; neben diesem sah man eine Liste liegen, mit dem Namen unzählbarer Personen bedeckt, die herbeigeeilt waren, sich einzuschreiben; die Liste begann mit folgenden Worten:

„Die Kranke ist fortwährend in größter Gefahr."

In dem Alkoven der Assistentin herrschte beinahe völlige

Dunkelheit. Zwischen den Damastvorhängen, welche von dem dichten Himmelbett niederfielen, lag die Assistentin, die Einzige im Hause, welche in der Gefahr, in der sie schwebte, ihre Heiterkeit bewahrt hatte; an der einen Seite des Bettes war Elia, an der andern Marie; am Fuße des Bettes stand Don Benigno.

Seit sechs Tagen hatten diese drei Personen ihren Platz nicht verlassen, noch eine andere Nahrung zu sich genommen als Suppe, die sie Pedro zu nehmen zwang, indem er ihnen bemerkte, daß ihre Kräfte nothwendig zur Pflege der Kranken wären. Keine dieser drei Personen sprach oder weinte; ja sie wagten kaum zu athmen; ihre Lebenskraft schien wie gelähmt zu sein.

Im Nebenzimmer beriethen sich fünf Männer der Facultät.

Fernando hörte ihnen, auf einen Tisch gestützt, bleich aber ruhig zu. Pedro stand zitternd und mit verstörter Miene an der Thür.

„Señor Marquis," sagte der oberste Arzt, sich zu Fernando wendend, „es ist unnütz, es zu verbergen, es ist keine Hoffnung. Seit die Señora vom Lande zurückgekehrt ist, hat das Uebel schnelle Fortschritte gemacht; ihre Niedergeschlagenheit wurde durch ein Gemüthsleiden vermehrt, das vielleicht eine Vorahnung ihres nahen Endes hervorrief; sie muß darauf vorbereitet werden."

Fernando neigte sein Haupt, zum Zeichen, daß er es verstanden habe.

„Pedro," sagte er, „man benachrichtige den Beichtvater der Señora."

Pedro verließ das Zimmer, sein Antlitz mit beiden Händen verhüllend.

Dann setzte sich Fernando nieder und schrieb folgende Zeilen, welche er durch einen Diener in das Haus der Marquise sandte:

„Mutter, unsere Tante wird versehen.“

Der Beichtvater kam schnell und trat mit Fernando in das Zimmer der Kranken. Diese überraschte es nicht, ihn zu sehen, denn er war während ihrer Krankheit oft gekommen, da die Señora selbst verlangt hatte zu beichten.

„Wie befinden Sie sich, Señora?“ fragte er sie.

„Gut,“ antwortete diese, ihre erloschenen Augen halb öffnend.

„Haben Sie mir noch etwas zu sagen?“ fuhr der Beichtvater fort.

„Nichts,“ versetzte die Señora; „meine zeitlichen Verfügungen sind getroffen; ich wünschte, wenn Sie mich dessen würdig finden, die letzten Sacramente zu empfangen.“

„Es wird mich freuen, Ihnen diese Quellen des Trostes und der Gnade zu spenden,“ erwiederte er.

Ein tiefer Seufzer entrang sich Elia's Brust.

„Mein armes Mädchen!“ sagte die Assistentin, sich bemühend sie anzusehen.

Fernando wollte sie entfernen, aber sie klammerte sich mit Gewalt an dem Pfeiler des Bettes an.

„Laß sie, mein Sohn,“ sagte die Assistentin, die es bemerkte; „es ist für mich ein wahrer Trost, sie an meiner Seite zu sehen!“

Währenddem errichtete Marie mit Hilfe des Pfarrers und Pedro's, ergriffen von dem feierlichen Acte, der sich vorbereitete, einen Altar gegenüber dem Bette, welchen sie mit Seide, Gold und Silber bedeckte und darauf ein herrliches Crucifix aus Elfenbein stellte. Man hatte die Verwandten und intimsten Freunde davon benachrichtigt.

Das Haus füllte sich allmälig mit einer Menge Leute, deren Stille, ernste Stimmung und Betrübniß ihre Achtung und Liebe bewiesen. Man hörte nur das erstickte Schluchzen der Diener und Armen, die sich in die Vorhalle drängten.

Bald darauf sah man die Leute in der Gasse stehen bleiben, sich auf die Knie mit entblößten Häuptern werfen, die Balcons sich öffnen und dort die, welche in den Häusern waren, niederknien. Man sah, wie die Gassenjungen zu spielen aufhörten und hörte sie, während sie auf den Thürschwellen niederknieten, folgenden Spruch hersagen:

Wohin gehst Du, o mein Jesus,
In so zierlich hehrer Pracht?
Geh' in's Haus zu meiner Tochter,
Die zu rufen mich befahl;
Nimmt sie auf mich mit Ergebung,
Sei gewährt ihr meine Gnad',
Habe sie auch mehr der Sünden
Als das Meer der Körnlein Sand.

Ein Glöcklein erschallte, und zwei lange Reihen von Männern mit Kerzen in der Hand, gingen dem Priester voran, welcher den Herrn trug, der für keine Stimme taub ist, für dessen Milde keine Hütte klein, für dessen Größe kein Palast zu groß ist. Eine militärische Musikbande folgte ihm ernst und feierlich.

„Was bedeutet diese Musik und dieser Glanz?" fragte die Assistentin Marien.

„Señora," versetzte diese, „es ist die Begleitung, mit welcher der Herr Marquis wünschte, daß Seine Majestät in dieses Haus einzöge."

„Welcher Pomp! Welcher Aufwand! — zu viel für mich und zu wenig für Gott!" sagte die Señora.

Fernando und ein Vetter desselben gingen dem Hohen Gaste mit Kerzen entgegen und schritten ihm in das Zimmer der Kranken voran.

Man hatte diese aufgerichtet und auf Kissen gestützt. Sie heftete ihre erloschenen Blicke auf den Erlöser, inbrünstige Gebete an ihn richtend, als der Priester eintrat.

Sie empfing die heilige Wegzehrung mit tiefer und inniger Andacht. Nachdem die feierliche Handlung vorüber war, blieb die fromme Sterbende in ruhiger und andächtiger Betrachtung. Ihr Beichtvater riß sie aus dieser, indem er sagte:

„Señora, ich weiß, daß jeder Groll in Ihrem Herzen gegen die Frau Marquise erloschen ist.“

„Oh, gänzlich, gänzlich,“ sagte die Sterbende, „es schmerzt mich, sie nicht vor meinem Ende zu sehen.“

„Dieser Wunsch kann erfüllt werden,“ antwortete der Pater, und die Marquise stürzte bleich und bewegt hervor und drückte ihre Schwester an die Brust, während Esperanza schluchzend am Fuße des Bettes niedersank.

„Schwester!“ sagte die Assistentin mit schwacher Stimme, „wie dankbar bin ich Dir!“ und sie sank ermattet von der Anstrengung zurück.

Nach einer kurzen Pause öffnete sie wieder ihre Augen und sagte:

„Ines, meine Elia, mein armes Mädchen — bleibt allein und schutzlos zurück!“

Die Marquise wandte sich zu Elia, die sich immer noch auf ihrem Platze in einem bedauernswerthen Zustande erhielt, nahm sie in ihre Arme, drückte sie an ihre Brust und sagte:

„Ich nehme sie in meinen Schutz, Schwester.“

„Mein Gott!“ murmelte die Assistentin, „ich sterbe ruhig! — ihre Tugend, ihr Vermögen, ihr Wohlsein,

Alles ist gesichert. Gott segne Euch Alle! und mache Euch das Leben süß, wie Ihr mir den Tod machtet."

Einen Augenblick später hörte der Pater, welcher ihr beistand, wie ihre Lippen mit ihrem letzten Athemzuge leise die Worte hauchten: „Herr, empfange meine Seele!"

„So," sagte der Priester, „steigen die Seelen der Gerechten in Gottes Schooß empor; beten wir!"

Alle warfen sich mit der feierlichen Ehrfurcht, die der Tod hervorruft, mit den tiefen Gefühlen der Pietät, die er einflößt, mit dem herzzerreißenden Schmerze, welchen er bei den Ueberlebenden zurückläßt, auf die Knie.

„Meine Mutter! meine Mutter!" rief Elia verzweifelt aus. Man trug sie auf den Armen in ihr Zimmer trotz ihres Widerstandes.

„Entferne Dich, meine Tochter," sagte die Marquise, Esperanza beim Arme nehmend, die schluchzend die Hände des Leichnams küßte. „Such' Elia auf und weint zusammen, wie es zweien Schwestern ziemt, die ihre Mutter verloren haben."

Esperanza beeilte sich zu gehorchen. Die Marquise gab die nöthigen Befehle und traf die Anordnungen, welche die Umstände erforderten.

Sie wollte Frauen kommen lassen, um die Todte anzukleiden; aber Marie widersetzte sich. — „Nein, Señora," sagte sie „keine bezahlten Hände sollen sie berühren; ich werde es sein, die ihr diesen letzten Dienst erweis't." Sie räumten das Zimmer auf, und fanden dann Don Benigno in den weiten Falten des Bettvorhanges verborgen, die scheuen, starren Blicke auf den Leichnam seiner Señora geheftet, die Hände gefaltet und gegen sie ausgestreckt, sprachlos und ohne Thränen. Sie hoben ihn auf und er ließ sich wie eine leblose Masse ohne Willen führen.

Neuntes Kapitel.

Den folgenden Tag erhoben die Glocken traurig ihre feierliche Todtenklage, diese heiligen Klänge, mit welchen die Herzen gen Himmel sich erheben. Dicke Wachskerzen auf hohen Leuchtern waren als Ehrenwachen der Leiche, im Hofe, auf den Stiegen und Corridoren des Hauses der Todten vertheilt. In dem schwarzbehangenen Besuchzimmer waren die Fenster geschlossen und brannten hohe Kerzen. Dort waren die Verwandten und Freundinnen der Verstorbenen versammelt und saßen strenge nach dem Grade der Verwandtschaft und Befreundung gereiht.

Fernando war mit seinen nächsten Verwandten in einem andern Saale, wo er, stehend und in tiefer Trauer, die Beileidsbezeugungen derjenigen empfing, die mit ihm von dem Leichenbegängnisse zurückgekehrt waren, das mit großer Pracht in der Pfarrkirche gefeiert worden war; und dieses Haus, zu dem sonst ganz Sevilla strömte, stand leer, wie ein Kopf ohne Gedanken, wie eine Brust ohne Herz, denn diesen Morgen war jene über die breite Stiege hinunter gebracht, um sie nie mehr hinaufzusteigen, deren Gegenwart für diese Räume wie der Frühling war, und die in jedem Herzen eine Leere zurückließ, in jedem Armen einen Verwaisten.

Neun Tage währte dieses düstere Gepränge der Trauer, die in einigen Herzen eine ewige sein sollte.

Am zehnten Tage befand sich Elia auf ihrem Zimmer, das sie nicht verlassen gekonnt noch gewollt hatte, in einem Zustande völliger Trostlosigkeit. An ihrer Seite war die gute Doña Marianita, die große Liebe zu Elia trug und in ihr die Neigung ehrte, welche ihre verstorbene und ausgezeichnete Verwandte für sie gehabt. Die gute Dame erschöpfte all' den gewöhnlichen Vorrath von Trostworten.

„Es ist eine Heilige mehr im Himmel," sagte sie.

„Ja," versetzte Elia, „aber eine weniger auf Erden."

„Wie viele Schmerzen und Leiden hat Gott ihr genommen, indem er sie zu sich rief!"

„Und wie viel Glück und Freude mir!"

„Man muß sich, mein Kind, in die Prüfungen fügen, die uns der Herr in diesem Jammerthal auferlegt."

„Doch soll man darunter leiden, sonst wären es keine Prüfungen, noch die Erde ein Jammerthal!"

„Aber, Elia, zu was hat man Geist und Vernunft?"

„Um tiefer zu fühlen!"

„Aber, Kind, wenn es nun einmal nicht zu ändern ist!"

„Das, eben das ist der Schmerz, der mein Herz zerreißt," rief Elia, ihr Haupt in die von ihren Thränen befeuchteten Sophakissen bergend.

Doña Marianita kehrte von Neuem zu ihrem Vorrathe gewöhnlicher Trostworte zurück, die, obwohl ohne Logik, ohne Kraft und ohne Wirkung, doch viel Nutzen bringen, indem sie die gute Absicht desjenigen ersichtlich machen, der trösten will, wenn es ihm auch nicht gelingt; denn für die Wunden des Herzens gibt es nur einen Balsam, den der Liebe und Theilnahme, der, wenn er sie auch nicht heilt, sie doch lindert.

In diesem Augenblicke des Paroxismus des Schmerzes öffnete sich die Thür und trat die Marquise ein.

„Mein Kind," sagte diese, als sie Elia erblickte, „wie kommt es, daß ich Dich nicht in Trauerkleidern sehe?"

Die Unglückliche hatte nicht daran gedacht.

„Geh," fuhr die Marquise fort, „kleide Dich in Schwarz und komm mit mir."

Das willfährige Mädchen gehorchte ohne Frage oder Widerrede, zog ihre Basquiña (schwarzes Ueberkleid) an, nahm ein schwarzes Tüchlein, und folgte der Marquise.

In dem Besuchzimmer, wohin diese sie führte, fanden sie alle Angehörigen des Hauses versammelt. Ein Schreiber saß an einem Tische, auf welchem eine versiegelte Urkunde lag.

In einem Winkel saß Don Benigno, schwarzgekleidet, mit gesenktem Haupte und gekreuzten Händen, zugleich vom tiefsten Schmerze und der lebhaftesten Unruhe erfüllt. Als er aber Elia sah, streckte er die Arme ihr entgegen; sie stürzte sich in diese und ihre Thränen vermengten sich.

„Komm, beruhige Dich," sagte die Marquise zur trostlosen zweimal Verwaisten; „setze Dich an meine Seite und fasse Dich, wie es die gegenwärtigen Verhältnisse erfordern."

„Señora," sagte der Schreiber, als Ruhe eingetreten war, „hier ist das Testament der verstorbenen Señora Doña Maria Isabel Orrea de Calatrava — möge sie in Gott selig sein! — in einer versiegelten Urkunde, legalisirt und deponirt in meiner Canzlei, die ich zu eröffnen berufen worden bin."

Elia erhob sich.

„Warum soll ich dieser grausamen Scene beiwohnen, in der die Stimme meiner Mutter durch die Bretter ihres Sarges dringt."

„Weil," antwortete die Marquise, „dies Testament Dich betrifft und es Dir zukommt, seiner Eröffnung beizuwohnen."

„Señora, um Gotteswillen," flehte Elia, „dies ist ein Familienact, und ich bin eine Fremde."

„Elia," versetzte die Marquise mit sanfter Festigkeit, „hier zu bleiben ist eine Pflicht, die ich Dir auferlege mit dem Rechte, welches mir Deine Mutter übertrug; es ist eine Huldigung, ihrem Andenken dargebracht. Denn wenn auch im Beweinen sich mehr zärtliche Anhänglichkeit ausspricht, so ist doch mehr Verdienst in der Hochachtung und Ehrerbietung, die man Personen zollt, welche Gott zu sich rief."

Elia nahm wieder ihren Platz ein und der Schreiber erbrach die Urkunde und begann zu lesen. Nach verschiedenen Legaten und frommen Stiftungen erklärte das Testament Elia zur Universalerbin.

„Jesus Maria!" rief diese aus, während die Blässe ihres Antlitzes sich in ein hohes Roth verwandelte. „Jesus Maria!" wiederholte sie noch einmal mit mehr Entsetzen noch als Ueberraschung.

„Wie!" sagte die Marquise, „das überrascht Dich? Da wirst Du die Einzige sein!"

„Mein Gott," antwortete Elia, in deren Miene eine noch auffallendere Blässe als die frühere die lebhaften Farben verdrängt hatte; „dies ist der einzige Schmerz, den mir meine fromme Mutter je gemacht hat! Ihre Liebe hat sie verleitet, eine Ungebührlichkeit zu begehen, eine nicht zu duldende Verletzung der Ihrigen.

Señor," fügte sie hinzu, sich dem Schreiber nähernd, „setzen Sie augenblicklich eine Schrift auf, die ich jetzt gleich unterschreiben kann, denn ich wünsche sehnlichst, mich von dieser Last, die mich niederdrückt und beschämt, zu befreien, — in

der Sie klar ausdrücken, daß ich auf dieses fremde Gut verzichte, damit es an seine legitimen Erben übergehe."

Die Marquise erhob sich. „Elia," sagte sie mit Strenge, „diese Schrift, wenn sie gemacht würde, wäre nichtig und von keinem Gewicht, da Du minorenn bist und sie meinem ausdrücklichen Willen entgegen wäre; denn ich bin die Person, welcher Deine sterbende Mutter ihre Rechte über Dich übertrug; aber abgesehen davon, sag' mir, wie kannst Du es wagen, mit solcher Leichtfertigkeit die letztwillige Anordnung Deiner Mutter umzustoßen, deren Leichnam noch nicht kalt ist?"

„Aber zu was brauche ich, zu was soll mir dieses große Vermögen?" rief Elia mit der unbefangensten Natürlichkeit und aufrichtigsten Ueberzeugung aus.

„Dein ist es," antwortete die Marquise; „das Alter und die Zeit werden Dich lehren, es zu benutzen und zu verwenden."

„Aber ich will es nicht! Ich will es nicht!" rief Elia darauf beharrend aus, „und überlasse es, wie es natürlich ist, seinen legitimen Herren."

„Und glaubst Du vielleicht, liebe Unschuld," sagte die Marquise, „daß wir von Dir ein Vermögen annehmen werden, das uns dessen Eigenthümerin nicht vermacht hat? Wenn Du dies gedacht hast, so möge Dir zur Entschuldigung der Beleidigung Deine Unschuld dienen, die nicht im Stande ist, eine solche darin zu sehen."

Vor diesen letzten Worten, welche die Marquise mit strenger Würde aussprach, verstummte Elia.

„Hielten Sie uns für so eigennützig," sagte Fernando mit Sanftmuth zu ihr, „daß Sie wähnten, wir würden Ihre edle Verzichtleistung und Ihr großmüthiges Opfer annehmen?"

„Aber welche Macht der Welt," erwiederte Elia nach

einem Augenblicke Nachdenkens, „wird mich zwingen können, das als das Meine zu betrachten, was ich nicht dafür halte?“

„Der Wille der Erblasserin,“ versetzte die Marquise, „die feierliche Stimme der Todten, die Du nicht beachten würdest, wenn Du es verschmähtest, wie wir, wenn wir es annähmen.“

„Was soll ich thun? Mein Gott! was soll ich thun?“ rief Elia aus, als sie sich mit Marie und Don Benigno allein sah.

„Wenn es Dein furchtsames Gewissen beunruhigt,“ sagte die Erstere, „so gib ihnen das, was aus dem Vermögen der Orrea stammt, was wenig ist, und behalte das, was von dem der Calatrava herrührt, was viel ist, und Dir so gut gehört, wie Deine Haare.“

„Was soll ich thun, Don Benigno?“ sagte Elia, ohne das, was Marie sagte, zu beachten.

„Gott geben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist,“ versetzte Don Benigno ohne sich zu besinnen.

„Und dem Juan Lanas, was des Juan Lanas*) ist,“ brummte Marie. Elia drückte mit Wärme die Hand des ihr gleichgesinnten Wesens, das sie verstand.

Die Baronin von San Bruno sagte diesen Abend in einer Gesellschaft: „Wissen Sie schon die Neuigkeit? Die Assistentin, welche schon schwachsinnig geworden war, hat ihr ganzes Vermögen jener Duckmäuserin von einem Findelkinde hinterlassen, die schlauer als eine Schlange ist, und darum die beiden Schwägerinnen, welche sich immer so gut vertragen hatten, entzweite.

Was wird die hochmüthige Ines dazu sagen, die schon

*) Spitzname eines Schwachkopfes.

dachte, ihre Ruine mit dem schönen Hause der Calatrava zu vertauschen? Welcher Possen das für sie sein mußte! Es soll, wie man sagt, schöne Scenen in dem Hause gegeben haben! Bei der Eröffnung des Testamentes war eine wie bei Saint-Quentin!*) Man sagte mir, daß die plötzlich Reichgewordene so zufrieden ist, daß sie nicht einmal Trauerkleider anziehen wollte! Ob das Mädchen schlau gewesen! Carlitos wußte wohl auch, wie es kommen würde, jetzt wird er sich mit ihr vermählen und der alleinige Besitzer des Vermögens sein, und die Marquise muß es sich gefallen lassen, wie sehr es sie auch ärgern mag. Wohl bekomm's der Hoffährtigen!" —

So ist die Welt! So befolgen wir jene göttliche Vorschrift, unsern Nächsten wie uns selbst zu lieben!

---

*) Anspielung auf die Verwirrung und Niederlage der Franzosen bei St. Quentin, die sie im Jahre 1557 von den Spaniern erlitten.

Zehntes Kapitel.

Dieses ungerechte und harte Urtheil der Baronin wiederholte ein kürzlich aus Sevilla angekommener Officier, in einem stark besuchten Kaffeehaus in Madrid mit dem bereitwilligen Glauben, den man jedem Tadel schenkt, während man dem Lobe ihn so spärlich zumißt.

Dieser Officier befand sich im Kreise junger Männer, die um einen Tisch saßen, auf welchem ein Punschnapf rauchte. Keiner von ihnen hatte einen jungen Mann in Trauer beachtet, der bei einem Tische saß, hinter dem, an welchem sie saßen, das Haupt auf die Hand gestützt, das er nur erhob, um nach der Eintrittsthür zu blicken, als wenn er mit Ungeduld Jemand erwartete.

Aber kaum hatte der Officier diese Reihe lästernder Unwahrheiten berichtet, als er den jungen Mann in Trauer, blaß und mit stolzer Miene vor sich sah.

„Herr," sagte er, „was Sie jetzt eben sagten, ist eine infame Verleumdung."

Die Ueberraschung, welche diese brüske Anrede hervorrief, war so groß und allgemein, daß Alle verstummten.

„Herr," sagte endlich der gereizte Officier, „mit welchem Rechte werfen Sie sich zum Richter meiner Worte auf?"

„Mit dem Recht," versetzte der junge Mann, „welches die Wahrheit jedem Ehrenmanne gibt, um sie zu vertheidigen; mit der Verpflichtung, die die Gerechtigkeit jedem gutgearteten Herzen auferlegt, für sie eine Lanze einzulegen."

„Es ist Don Carlos Orrea," sagte Einer seiner Freunde dem Officier in's Ohr.

„In diesem Falle," sagte der Officier, sich zu dem Herrn in Trauer wendend, „bitte ich Sie, überzeugt sein zu wollen, daß es nicht meine Absicht war, Sie zu beleidigen; ich wußte nicht, in wessen Gegenwart ich sprach."

„Das will ich glauben," erwiederte Carlos, dessen Stimme vor Entrüstung zitterte. „Ich verlange nicht für eine meiner Person angethane Beleidigung Rechenschaft, sondern für eine schändliche Entstellung der Wahrheit. Ich begehre, daß Sie eine elende Verläumdung widerrufen, wenn Sie sie erfunden haben. und wenn nicht, daß Sie mir ihren Urheber nennen."

„Ich würde sehr gern eine Sache widerrufen, an der mir wenig liegt und die ich nur nach Hörensagen wiederhole," antwortete der Officier, „wenn mir das Gegentheil bewiesen würde; aber das Wort Befehl erkenne ich außer dem Dienste nicht an."

„Dann werde ich, mein Herr," sagte Carlos, „hoffentlich Sie zwingen, einer Wahrheit Glauben zu schenken, die ein Edelmann mit seinem Degen vertheidigt."

„Ich stehe zu Ihren Diensten."

„Morgen um sechs Uhr werde ich außer dem Thore de Recoletos zu treffen sein."

„Sie werden nicht zu warten brauchen."

Carlos grüßte und ging fort, diese Gruppe, die noch

vor Kurzem so lustig gewesen, in allgemeiner Bestürzung zurücklassend.

„Er hat Recht — und ich habe es auch," sagte der Officier, „verdammt sei die Unvorsichtigkeit, mit der man vor Personen spricht, die man nicht kennt!"

„Und dann," setzte er für sich hinzu, „ich werde mir damit die Ungnade des Königs zuziehen, der die Duelle haßt und ein gutes Gedächtniß hat! Und meine Mutter, die Witwe ist und keinen Sohn außer mir hat! Aber," fuhr er mit lauter Stimme fort, „quälen wir uns nicht im Voraus mit Uebeln, die sich nicht vermeiden ließen. Gehen wir in's Theater, da heute Maiquez*) auftritt."

Carlos begegnete, als er aus dem Kaffeehause trat, einem Freunde, zu dem er sagte, ihn unter'n Arm nehmend, um mit ihm seinen Spaziergang fortzusetzen:

„Ich erwartete Dich hier, wie wir gestern ausmachten, um Dir meinen Entschluß, nach Sevilla zu reisen, mitzutheilen, und Dich deshalb mit verschiedenen Aufträgen zu belästigen. Aber es hat sich die Lage der Dinge verändert und ich bitte Dich um eine andere Gunst."

Der Freund betrübte sich, als Carlos ihm mittheilte, daß die Gunst, die er von ihm verlange, darin bestehe, sein Secundant im Duell zu sein.

Damals waren die Duelle selten in Spanien, und es ist leicht, den Grund davon einzusehen, wenn man die vorzüglichsten Ursachen, die sie in andern Ländern so oft hervorrufen, untersucht.

Eine solche ist häufig: Die **Sucht, seinen Muth zu zeigen und damit groß zu thun.**

---

*) Der berühmteste spanische Schauspieler jener Zeit.

Man that dies nicht in Spanien, weil man glaubte, durch herausforderndes Großsprechen dessen innern Werth zu verringern.

Eine andere Ursache ist: Die Empfindlichkeit, Tochter der Eitelkeit.

Dieser entgegen stand eine leicht verträgliche Duldsamkeit in einem Lande, wo die Grobheit unbekannt war, die anderwärts so oft Streitigkeiten hervorruft. Uebrigens waren auch nicht die Gemüther so erbittert, gereizt, uneinig und hochmüthig, wie sie jetzt zum ewigen Unglück geworden sind durch die Verschiedenheit der politischen Meinungen, und die Preßfreiheit, diesen Culminationspunkt der modernen Anforderungen, welche die Aufklärung verbreitet, daß es eine Freude ist!

Noch mehr; die Duelle waren übel angesehen, und es existirte nicht jene vollständige, moderne Vorurtheilslosigkeit im Punkte der öffentlichen Meinung. Der, welcher geglaubt hätte, den Ruf eines Tapfern zu erlangen durch die fälschlich so genannten Ehrenhändel, würde nur den eines Prahlers und Raufboldes gewonnen haben. Wir unterlassen es, von den heiligen und edeln religiösen Ideen zu sprechen, die ihren verehrungswürdigen Einfluß auf Dinge, Menschen und Meinungen ausübten; weil, wer sie heutzutage in Verbindung bringt mit den Angelegenheiten der Welt, die damit großthut, nicht auf sie zu achten, einen feierlichen Accord der Orgel mit dem mißtönigen und lärmenden Schalle der Trommeln und Hörner in Verbindung bringt. Dazu kommt noch, daß der König eine ausgesprochene Abneigung gegen diesen Rest barbarischer Rohheit hatte, der, so lange er noch besteht, dem dünkelvollen neunzehnten Jahrhundert wehren wird, sich zu rühmen, allen Staub der barbarischen Zeitalter abgeschüttelt zu haben. Diejenigen, welche im

Punkte der Ehre eine puritanische Strenge affectiren, behaupten, man könne die Duelle nicht vermeiden, oder, besser gesagt, sie nicht ausrotten, da sie ein Zügel sind, der den Anmaßenden zurückhält. Man kann sie vermeiden ohne Gesetze, Verbote noch Strafen, und nur dadurch, daß man die edle Eigenschaft der Achtung bewahrt. Achten wir uns einander, nicht nur wegen dessen, was Jeder werth sein kann, sondern weil die Achtung und Höflichkeit für den, welchem sie gebühren, der schuldige Tribut, und für den, welchem sie nicht zukommen, die am schwersten zu übersteigenden Schranken sind. Der täuscht sich, welcher denkt, durch Anmaßung zu imponiren; denn sicher wird er immer Einen finden, der noch anmaßender ist, als er.

Carlos begab sich dann in seine Wohnung; er schrieb einige Briefe und zerriß verschiedene Papiere. Unter diesen fand er das einzige Andenken, welches ihm Elia gegeben hatte. Es war ein kleiner Stahlstich, der das Jesuskind vorstellte, wie es am Boden sitzt, eine Rose in der Hand haltend, deren Dornen es verletzt haben. Darunter standen mit einer etwas steifen und wenig geübten Schrift folgende Verse:

Gott, was bringt die Erde, sprich,
Die Du nässest also reich?
— Blüthen, alle nur für euch;
Dornen, alle nur für mich.

— Werden muß sie uns zum Garten,
Die ein solcher Quell besprengt!
Wohl; doch sie den Pflückern schenkt
Kränze von verschied'nen Arten.

— Wie vertheilt sie, Gott, o sprich,
Diese Kränze also reich?
— Gibt die Blüthen alle euch,
Dornen hat sie nur für mich.

Carlos küßte tausendmal dieses Andenken, das so lieblich und fromm war wie die, die es ihm gegeben hatte; er benetzte es mit seinen Thränen und schrieb darunter:

Meinen letzten Gruß du sprich,
Blatt, von meinen Thränen weich!
So sei es ein Trost für Euch,
Denkend stets dabei an mich.

Er setzte zwei Adressen darauf, eine an Elia und eine an Fernando, dem es übergeben werden sollte, wenn er fiel; — aber schon am andern Tage um halb sieben Uhr lag der Officier darnieder, die Achsel von einer Kugel durchbohrt, und wurde Carlos mit einer gefährlichen Wunde in der Seite bewußtlos von seinen untröstlichen Freunden in ein unansehnliches Haus eines abgelegenen Stadtviertels gebracht.

Elftes Kapitel.

Die Marquise hatte Elia zu sich in ihr Haus genommen, wo sie mit zuvorkommender Artigkeit von der Mutter und mit zärtlicher Liebe von der Tochter behandelt wurde. Aber Elia sagte nichts über ihre künftigen Pläne und dies machte die Marquise unruhig.

Sie dachte manchmal, Elia könnte als Besitzerin eines großen Vermögens sich vielleicht die Hindernisse zum Theil beseitigt denken, welche sich der ungleichen Verbindung, die sie hatte schließen wollen, entgegengestellt. Es war auch möglich, daß, wenn Elia's Aufenthalt in ihrem Hause sich verlängerte, Carlos Hoffnungen schöpfte, sich beeilte zurückzukehren, die Autorität seiner Mutter compromittirend, wie ihre Gastfreundschaft, die sie so großmüthig der trostlosen Waise angeboten hatte, die von ihrer Schwester auf dem Todtenbette ihr empfohlen worden war.

Das Zartgefühl erlaubte nicht, daß sie Elia um die Pläne, die sie für die Zukunft sich gemacht hatte, geradezu befragte; aber eines Tages bot sich eine Gelegenheit dazu ganz ungezwungen dar.

Als sie nämlich eines Morgens in der Glasgallerie, die

in den Garten führte, beisammen saßen, sagte, nachdem sie im christlichen Jahrbuche gelesen hatten, die Marquise zu Elia, welche mit Esperanza am selben Stickrahmen an einem Altartuche arbeitete:

„Elia, Du kennst Lorenzo Rioseco schon seit längerer Zeit?“

„Ja, Señora,“ versetzte Elia, „ich habe ihn oft im Hause meiner Wohlthäterin gesehen.“

„Er ist der Sohn,“ fuhr die Marquise fort, „einer ausgezeichneten Dame, einer Freundin von mir und meiner verstorbenen Schwester, von vornehmer, wenngleich nicht reicher Familie, er ist Oberstlieutenant in der Landmiliz, und wäre Oberst, wenn ihm nicht die vierundzwanzigtausend Realen Einkommen fehlten, die man haben muß, um diesen Posten zu erlangen. Du kennst seine angenehme Erscheinung und feine Manieren; aber Du kennst noch nicht, wie ich, die schönen Talente, die ihn schmücken, den Edelmuth seiner Gefühle und sein musterhaftes Benehmen. Er liebt Dich, seit er Dich kennt, und obwohl die Liebe nicht nothwendig zu einer Verbindung ist, die in jeder Weise sonst zukömmlich ist und Glück verheißt, ist es um so viel besser, wenn auch sie sich einfindet, wo alles Uebrige zusammenstimmt. Er will Dich zu seiner Gattin machen, und ich meinerseits habe seiner Mutter versprochen, seine Werbung um so williger zu unterstützen, als ich glaube, daß er Dein Glück gründen wird, wie Du das seine. Da ich Deiner Mutter an ihrem Todtenbette versprochen habe, bei Dir ihre Stelle zu vertreten, muß ich Dir zu dieser Verbindung rathen, denn wenn Du ihm Vermögen zubringst, gibt er Dir eine Stellung und einen ansehnlichen Rang in der Welt.“

Elia erhob nicht das Haupt, so lange die Marquise sprach. Eine brennende Röthe ergoß sich über ihr Antlitz; und diesem

Vorschlage der Marquise war es gelungen, diese sanfte Seele ohne Galle eine Erniedrigung fühlen zu machen, was nicht jene Scene gekonnt hatte, als sie vor einem ehrlosen Räuber niederkniete, ihm die Hand küßte und ihn Vater nannte, — was sonst keine Mißachtung oder Härte gekonnt hatte.

Aber diese Aufregung einer edeln Seele, die sich erniedrigt fühlt, unterdrückend, antwortete sie mit Sanftmuth aber Festigkeit, während zwei schwere Thränen über ihre Wangen glitten, rein und still wie ihr Schmerz:

„Señora, lange vor dem Tode meiner Wohlthäterin war mein Entschluß unwiderruflich gefaßt; meine Absicht war es immer und ist es noch, in's Kloster zurückzukehren, wenn ich das Unglück haben würde, die zu verlieren, von der ich mich nicht trennen konnte noch wollte. Daß ich in Ihr Haus kam, geschah nur in der Absicht, Ihnen all' die Dankbarkeit zu beweisen, die mir Ihre Gunstbezeugungen einflößten, indem ich sie annahm. Wäre das nicht gewesen, so würde ich schon bei den Nonnen sein, die mir auf Erden schon so schwesterlich gesinnt sind, wie wir es Alle im Himmel gegen einander sein werden."

Die Marquise blickte Elia mit Verwunderung an; jetzt, da sie sie nicht fürchtete, erschien sie ihr so, wie sie war. Sie erkannte, daß es erhaben war in ihrem Alter, mit ihrer Schönheit und ihren Reichthümern, einer Welt zu entsagen, die ihr schmeichelte; ihrer Liebe und einem Kampfe zu entsagen, in dem sie gegründete Hoffnungen zu siegen haben konnte. Dies war eine Erhabenheit der Seele, eine Selbstverleugnung, die sie tief bewegten. Eine Thräne trat in ihre Augen, als sie sie auf diese liebliche Klosterblume heftete, und sie hätte sie an ihr Herz drücken mögen.

„Meine Tochter," sagte sie nach einer Pause, „ich bewundere Deinen Entschluß, ohne ihn zu billigen. Bevor Du

einen so entscheidenden Schritt machst, mußt Du Deine Neigungen genau prüfen; und das kann man nicht in einem noch zwei Tagen. In Deinem Alter ist man veränderlich; Dein Leben beginnt erst, entscheide nicht zu schnell über Deine Zukunft. Halte Dir die Vortheile Deiner Stellung gegenwärtig, die Dich das Alter und die Erfahrung besser würdigen lehren werden, als Du es jetzt thust."

In diesem Augenblicke meldete man einen Besuch an, und die Marquise ging, ihn zu empfangen.

„Trenne Dich nicht von mir!" rief Esperanza, Elia mit ihrem Arme umschlingend, „bleiben wir vereinigt! Vermählen wir uns nach dem Wunsche der Mutter, um ruhig zu leben!"

Elia konnte nur mit Thränen antworten, und eilte auf ihr Zimmer. Dort traf sie Don Benigno, der gekommen war sie zu sehen, er sprach mit Marien, sie schienen aber nicht sehr eines Sinnes zu sein. Marie war aufgeregt, Don Benigno ruhig wie immer, schüttelte aber das Haupt zum Zeichen der Mißbilligung dessen, was Marie mit großem Aufwande von Worten und Gesticulationen ihm einschärfen wollte. Elia trat ein, sich die Thränen trocknend.

„Jesus!" rief Marie aus, „was ist das! Was hast Du, Kind meines Herzens? Weine nicht! Es zerreißt mir das Herz! Haben sie Dich beleidigt? Haben sie Dir weh gethan?"

„Nein, nein!" antwortete Elia, „im Gegentheil, sie gaben mir neue Beweise ihrer Liebe und Theilnahme. Ich weine Marie — indem ich mich von den Personen, die mich mit so viel Güte in meiner Verlassenheit aufnahmen, beurlaube."

„Das ist etwas Anderes," sagte Marie, „das scheint mir gut, denn was die Höflichkeit anbelangt, ist es besser, des Guten zu viel als zu wenig zu thun. Und wohin gehen wir?"

„Ich gehe in's Kloster," antwortete Elia.

„In's Kloster!" rief Marie aus, „hast Du mit einem Male Vernunft, Gedächtniß und Willen verloren? Solche Beständigkeit beweisest Du schwaches Geschöpf? Was wird der Prinz von der Hirtin sagen?"

„Er wird sie todt für die Welt finden, und von den Engeln dieser Erde entrückt! Marie, die Prinzen vermählen sich nur in Deinen Märchen mit den Hirtinnen."

„Aber mit Blindheit Geschlagene, hast Du nicht bedacht," sagte Marie, „daß, wenn die Señora Dir ihr ganzes Vermögen hinterließ, es in der Absicht geschah, daß es mit Dir wieder in die Familie käme?"

„Sie täuschen sich, Marie," sagte Don Benigno; „unsere verstorbene Señora, die in Frieden ruhen möge, hatte bei Hinterlassung ihres Vermögens an ihre Adoptivtochter keine andere Absicht, als die, ihr im Leben wie im Tode alles Gute, das sie konnte, zu erzeigen."

„Don Benigno hat Recht, Marie," meinte Elia; „sein richtiges Urtheil läßt sich durch Nichts zu Unterhandlungen verleiten; es blenden ihn weder Leidenschaften, noch lenken ihn Aussichten auf Vortheil, noch schüchtern ihn von weltlichem Standpunkte ausgehende Declamationen ein. Deine grauen Haare, Marie, haben nicht die Ueberspannungen des Kopfes, den sie bedecken, gemäßigt, und das Uebermaß, mit dem Du mich liebst, verdunkelt Deinen Verstand. Es gibt nur zwei für mich mögliche Existenzen; die eine glänzend mit unaufhörlichen Kämpfen; die andere demüthig, mit unveränderlichem Frieden; die eine der eigentlichen Richtung meines Geistes entsprechend; die andere mir antipathisch; ich wähle also die, für welche ich passe. Meine Wohlthäterin verschaffte Dir eine bequeme Unabhängigkeit. Bleibe mit Don Benigno vereinigt, um ihn zu pflegen, und lebt beide in dem Hause,

in welchem sie lebte, starb und das sie geheiligt hat, das keine Fremden entweihen sollen."

„Ich werde Don Benigno nicht abgehen," antwortete Marie, „er kann mit Pedro im Hause bleiben. Denn glaubst Du vielleicht, daß ich Dich ohne mich in's Kloster gehen lassen werde?"

Elia umarmte ihre Amme. Sie schloß sich gleich darauf mit Don Benigno ein, traf die Einrichtungen, welche sie schon lange beschlossen hatte, und machte folgende Anordnungen:

„Nach ihrem Tode sollte ihr Vermögen der Familie Orrea zufallen. Einstweilen sollten die Renten zu Verbesserungen, Wiedereinlösungen von Zinscapitalien, und neuen Ankäufen, die das Capital vermehren könnten, verwendet werden; der fünfte Theil der Renten sollte zu Wohlthätigkeitswerken bestimmt werden."

Don Benigno blieb Administrator. Marie, die diese „absurden" Anordnungen mit anhörte, versuchte nicht, sie zu bekämpfen. Sie zog sich wie Achilles in ihr Zelt zurück, indem sie dachte, das Noviziatsjahr zählt viele Tage, an denen sich Vieles zutragen könne. Sie sagte sich, daß Alles, was in Carlos' Abwesenheit geschehe, die Rechnung ohne Wirth machen heiße, und warf im Voraus triumphirende Blicke auf Don Benigno, den diese weder aus seinem Schritte noch aus seinem gemessenen Gange bringen konnten.

Einige Tage nachher brachte die Marquise Elia, die in ihrem Entschlusse unerschütterlich geblieben war, in's Kloster.

„Ich übergebe Ihnen," sagte sie zur Aebtissin, „hier Ihre Tochter so rein, wie sie aus dem Kloster ging, sonst aber noch mit großen Tugenden geschmückt, die sie sich angeeignet und von welchen sie Beweise in der Welt gegeben hat."

Esperanza und Elia umarmten sich noch einmal; Elia schritt durch das Gitterthor, das sich hinter ihr schloß.

Als die Marquise durch die Vorhalle des Klosters ging, begegnete sie Don Benigno und Marie, die das Gepäck Elia's brachten.

„Ihr kommt," sagte die Marquise zu Marie, „um Euch mit Elia in's Kloster zurückzuziehen? Das ist ein Beweis der Liebe, welcher Euch Ehre macht."

„Ja, Señora," versetzte Marie; „ich komme mit der Absicht, sie Tag und Nacht zu warnen, daß sie nicht das Gelübde ablegen möge."

„Und auch Sie sind gekommen?" fragte die Marquise Don Benigno, ohne Marien etwas zu erwiedern.

„Ja, Señora," antwortete dieser; „ich komme, ihr zu ihrem frommen Vorhaben Glück zu wünschen."

„Gehen Sie, Sie kindlich frommer Señor Don Benigno!" sagte Marie zu ihm, als sie sich von ihm trennte, „Sie haben Oel in's Feuer gegossen, damit sich dieses Lamm opfere. Sie glauben wohl, den Doctorhut verdient zu haben, daß Sie mit Ihren salomonischen Sprüchen beitrugen, diese beiden Wesen zu trennen? Das ist gottlos! Und doch sagten Sie immer, daß Sie das Mädchen so lieb hätten! So etwas will erlebt sein!"

„Marie," versetzte Don Benigno, „Sie sind kurzsichtiger als ein Maulwurf."

„Und Sie?" sagte Marie, sich brüsk umwendend, „glauben Sie etwa den scharfen Blick eines Adlers zu haben?"

„Wenn ich nicht weit sehe, so sehe ich doch genau."

„Genau so weit, als Ihre Nase reicht," sagte Marie.

„Ei, Marie, trennen wir uns, nachdem wir dreißig Jahre gut zusammen lebten, als Freunde!"

„Freunde? Nein, Señor; nein, ich bin es nicht von dem, der meinem Mädchen übel will, der mag sich zur Freundin die Königin von Egypten suchen; Ihre Dienerin, Don Benigno; wir bleiben in Fehde, ja, Herr, in Fehde bis zum jüngsten Tage!"

Damit trat sie eiligen Schrittes in's Kloster.

Zwölftes Kapitel.

Carlos erwachte aus einem Zustande, der einem langen Traume glich. Er richtete sich in seinem Bett empor, sich auf seinen Arm stützend, und ließ seine Blicke in dem ihm unbekannten Zimmer umherschweifen. Endlich blieben sie auf einer Person, die an seinem Bett saß, haften. Er stieß plötzlich einen Schrei der Ueberraschung und Freude aus, der die Person, welche an seiner Seite saß und die aus Mangel an Erholung wie betäubt gewesen, erweckte. Diese erhob sich und drückte den entzückten Carlos an ihre Brust, der: „Bruder! Bruder!" flüsterte.

Es war in der That Fernando, der bei der ersten Nachricht von dem, was Carlos zugestoßen war, nach Madrid flog, und sich bei dieser Gelegenheit, wie in Allem, als seinen Beschützer, seinen Hort und seine Zuflucht erwies, mit einem Worte als das edle Vorbild des Majoratsherrn, der mit den Gütern des Hauses, mit dem heiligen Rechte der Erstgeburt die Pflichten des Vaters erbt, und mit der Sorgfalt desselben zugleich die Sympathie des Bruders vereint.

Nach den ersten Herzensergießungen, bei Fernando eben so zärtlich als bei Carlos leidenschaftlich, erkundigte sich dieser

nach dem Eindrucke, welchen dieses unglückliche Ereigniß auf seine Mutter gemacht. Aber Fernando beruhigte ihn, indem er ihm versicherte, daß es vor ihr sorgfältig geheim gehalten wurde und sie ihn aus natürlichen Veranlassungen krank glaubte. Auf die Fragen seines Bruders über Elia sagte er ihm, daß diese im Hause ihrer Mutter sei und von der Marquise mit Aufmerksamkeit und Achtung behandelt werde. Diese Worte riefen in Carlos die lebhafteste Freude hervor, indem sie die süßesten Hoffnungen in ihm erweckten.

Fernando war zu aufrichtig und gerade, um sie nicht gleich zu zerstreuen.

„Schmeichle Dir nicht, Carlos,“ sagte er also zu seinem Bruder, „noch betrachte das edle und großmüthige Benehmen Deiner Mutter als Beweis, daß sie von ihrem vernünftigen Widerstande abstehe. Das große Vermögen, welches jetzt Elia besitzt, diese Güter, die in den Augen der Welt Unterschiede auszugleichen scheinen, diese Reichthümer, welche aufhelfen, wenn sie auch nicht erheben, sind, mein Bruder, ein neues Hinderniß für Deine Wünsche. Die Mutter würde sich verächtlich vorkommen, wenn sie der reichen Elia den Namen Tochter gäbe, den sie der armen Elia verweigert hatte. Sie würde Dich in Deinem Stande herabgesetzt glauben, wenn Du Dein Vermögen einer Frau verdanktest, die von Dir durch alle Stufen der gesellschaftlichen Leiter getrennt ist! Schwer war es, aber es wäre möglich gewesen, daß sie eine nicht ebenbürtige Schwiegertochter aus der Pfütze emporgehoben hätte; aber daß sie sie nun in einer Goldgrube aufsuche, ist unmöglich. Hast Du einen Augenblick dem Gedanken Raum gegönnt, daß es Verhältnisse geben könnte, in welchen die Mutter es dulden würde, in die stolzen Zweige ihres Stammbaumes den Strick des Erhängten, die Ketten des

Galeerensträflings verschlungen zu sehen? daß sie einwilligen würde, in ihre reinen Pergamente den unauslöschlichen Makel der Illegitimität aufzunehmen; den Schimpf der Entehrten? —

Carlos, Du liegst noch im Fieberwahn, wenn Du das gedacht hast! Du verlangst, daß die Marquise de Val de Jara in das einwilligen soll, in was der Mann aus dem niedrigsten Stande nicht willigen würde? Uebrigens ist Elia entschlossen, in das Kloster zurückzukehren, in ihr alleiniges Vaterland, wie sie es, und mit Recht, nennt, da es das der Unschuld und Tugend ist."

Carlos machte eine Geberde der Verzweiflung und Wuth.

„Die Mutter wird es gewesen sein, die sie dazu beredete! Sie will dieses engelgleiche Geschöpf ehrgeizigen Rücksichten opfern; aber es wird ihr nicht gelingen. Nein, nein; wenn es ein Verdienst ist, dem Willen einer wohlwollenden und gerechten Mutter nicht entgegenzuhandeln, so ist es eine Schwachheit, sich dem Despotismus einer harten und unerbittlichen zu unterwerfen, in der der Ehrgeiz jedes liebevolle und großmüthige Gefühl erstickte. Und das sind," setzte er mit Bitterkeit hinzu, „die Personen, welche sich als Fromme geberden und von christlichen Tugenden sprechen! die die Religion im politischen Leben wollen, sie aber im Privatleben nicht beachten!"

„Carlos!" — sagte Fernando streng.

„Oder ist es vielleicht," fuhr Carlos mit Heftigkeit fort, „christliche Demuth, die zwei Herzen bricht und zwei Existenzen zerstört, nur aus Hochmuth? Ist es religiöser Sinn, der aus den Klöstern Gefängnisse macht? Nein, in durch niedrige, weltliche Interessen verhärteten Herzen kann wahre Religion nicht sein."

„Dich anzuhören, müßte Zorn erregen," sagte Fernando,

„wenn der Zustand des körperlichen Leidens und der moralischen Verwirrung, in dem Du Dich befindest, nicht ein sanfteres Gefühl, das des Mitleides, erweckte. Ein seltsames Recht ist gewiß das, welches sich der anmaßt, der kühn über das urtheilen will, was ihm Pflicht oder Tugend zu nennen beliebt! Eine seltsame Anforderung ist es, nicht dulden zu wollen, daß eine Person religiös sei, weil sie nicht vollkommen ist, und vollkommen in der Art, wie es irgend Jemand vorschreibt! Daß eine Person, weil sie religiös ist, jedes Recht auf Toleranz verlieren soll, ist eine abscheuliche Ungereimtheit. Ist es vielleicht eine religiöse Tugend an einer Mutter, sich gleich von den ersten verliebten Anwandlungen ihres Sohnes verleiten zu lassen, über sein Schicksal zu entscheiden, und auf eine Weise, daß er es vielleicht sein ganzes Leben hindurch bereut? Bedenke, Carlos, ob die Mutter recht handeln würde, wenn sie eine Verbindung duldete, die heute wohl Deine Glaubensgenossen, die Apostel der Gleichheit, billigen mögen, trotz dem aber morgen die Ersten sein würden, auf Deine Frau mit Verachtung herabzusehen. Denn, Carlos, die Theorien, obwohl angenommen und genehmigt, sind in Betreff des Bestehenden, Festgesetzten und durch Jahrhunderte Sanctionirten, was das Papiergeld in Beziehung zum Gelde ist; das Eine bildet ein Federzug, das Andere ging aus den Eingeweiden der Erde hervor. Was aber von allen Seiten betrachtet hart, streng und ungerecht ist, ist das Urtheil, welches Du Dir über Deine Mutter zu fällen erlaubst. Wie! jener feste und stolze Wille einer beleidigten Mutter, den ein armer Capuziner wie ein Rohr beugte, jene so zärtliche Versöhnung an dem Todtenbette mit einer Schwester, die Schuld an allem ihrem Kummer war, und ihre Kinder wegen einer Fremden enterbt; diese Aufnahme und Beschützung, die sie

derjenigen, die, wenn auch unschuldig, ihr Leben verbitterte und die Ehre ihres Hauses bedroht, so großmüthig versprach und so edel gewährte, dieses Leben, das ein Muster von Strenge und Tugend ist, dies Alles, Carlos, das die Welt bewundert und die Gesellschaft ehrt, erkennt ihr eigener Sohn nicht. Dies Alles wird verkannt, nur weil sie als kluge Mutter sich dem widersetzt, was die ganze Welt als strenger Richter verwirft und verdammt! Du sagst, Bruder, der Stolz verblendet. Oh! wie viel mehr verblenden andere Leidenschaften!"

„Ja!" antwortete Carlos mit Bitterkeit, „der großmüthig versprochene Schutz, und die edle Art ihn zu gewähren, der darin besteht, ein schüchternes und willfähriges Geschöpf zu überreden, sich in ein Kloster einzusperren, ist ein Muster in seiner jesuitischen und heuchlerischen Art. Aber Du vertheidigst das Alles wunderbar! Einer andern heiligen Monica darf ein anderer heiliger Augustin nicht fehlen."

„Noch," sagte Fernando, ohne sich zu erzürnen, „wird einem unklugen Bruder, der undankbar ist, ein vernünftiger Bruder, der ihm verzeiht, fehlen."

„Verzeihung, Bruder!" rief Carlos aus, sich an seinen Hals werfend, „mein Blut ist manchmal so aufbrausend und versauert, daß ich daran zweifeln möchte, daß es durch mein Herz strömt. Aber glaube mir, Fernando, daß, wenn jenes auch nicht durch die Berührung mit diesem beruhigt wird, es dieses doch auch nicht verbittert."

„Das glaube ich," versetzte Fernando. „Uebrigens täuschest Du dich, wenn Du glaubst, daß die Mutter auf Elia's Entscheidung einen Einfluß nahm: im Gegentheil, ich kann Dir versichern, sie hat ihr dringend gerathen, die Ausführung ihres Vorsatzes zu verschieben. Die Mutter ist zu offen und

stolz, um sich indirecter oder arglistiger Mittel zu bedienen, um ihren Zweck zu erreichen; sie vertraut nur auf die Gerechtigkeit ihrer Sache und die Macht ihres Willens. Wenn sie in ihrem Innern Elia's Entschluß billigt, so geschieht dies mehr aus Gründen der Vernunft als aus religiöser Neigung. Sie fühlt, daß die Stellung Elia's in der Welt, die ihr schmeichelt und sie verachtet, die sie sucht und zurückstößt, die ihr entgegenlächelt und sie verwundet, die sie liebkost und demüthigt, eine falsche Stellung ist, in der diese so sanfte Seele immer unglücklich sein wird. Zu demüthig, um sich über die Meinung hinwegzusetzen; zu schüchtern, um ihr die Stirne zu bieten, aber zu zartfühlend, um sich nicht von ihr gekränkt zu finden; zu bescheiden, um sich mit den Vorspiegelungen der Eitelkeit und dem Flitter des Goldes zu berauschen, besitzt sie recht eigentlich die Eigenschaften, welche sie hindern würden, die Vortheile ihrer Stellung zu genießen, und die sie nur für alle Nachtheile derselben empfindlich machen würden."

„Aber glaubst Du vielleicht, Fernando," sagte Carlos, „daß ich es vertragen könnte, sie zu verlieren? Macht Ihr die Rechnung, ohne an mich zu denken? Ich werde nicht einwilligen, daß wir geopfert werden: was bleibt mir im Leben ohne sie?"

„Das Vergessen!" antwortete Fernando.

„Das Vergessen, Fernando! — Spottest Du, oder soll es eine Beleidigung für mich sein?

Was sagst Du? — Das Vergessen?"

„Ja, Bruder, ja! aber ich meine nicht das Vergessen, welches das Bild der Sachen verlöscht, sondern das, welches ihre Eindrücke schwächt; unsere Seele schämt sich des Vergessens, während es seinem unabwendbaren Einflusse nachgibt. Gott

hat aus dem Vergessen eine moralische Nothwendigkeit unserer Existenz gemacht, wie aus dem Athemholen eine physische Nothwendigkeit; und so athmet von einer unabwendbaren Kraft getrieben unsere Seele das Vergessen ein wie unsere Brust die Luft."

„Würdige Worte des kalten Sohnes einer eisigen Mutter!" rief Carlos aus.

„Carlos," fuhr Fernando fort, „das Feuer der Leidenschaften, die Thränen nähren es, die Klagen schüren es an. Nur ein Mittel gibt es, um seinen Verheerungen zu entgehen; das ist, es zu ersticken."

„Unmöglich!" rief Carlos aus.

„Du täuschest Dich," versetzte Fernando; „es ist möglich — und ich kann," fuhr er mit tiefbewegter Stimme fort, „es Dir mit Thaten beweisen."

Als Carlos den schmerzlichen Ton, mit dem sein Bruder diese Worte aussprach, hörte, wandte er sich überrascht um und blickte ihn forschend an. Fernando starrte mit jenem vagen Blicke vor sich hin, der ohne Interesse auf dem Ersten was sich ihm darbietet, wie auf einem Zielpunkte haftet; sein schönes Antlitz war bleich, aber ruhig. Nur in dem Zusammenziehen seiner schwarzen Augenbrauen, und einer kaum merklichen Bewegung seines dunklen Knebelbartes zeigten sich an ihm Anwandlungen des Schmerzes, wie einem weißen Papier die Tinte den Ausdruck eines bittern Leides aufprägt.

„Fernando! Fernando!" sagte Carlos. „O! — ich verstehe! Schon als Kind liebtest Du sie. O pfui über das egoistische Herz, das liebt und die verschwiegenen und verborgenen Schmerzen eines Bruders mit ansieht, ohne sie zu bemerken! Ja, Fernando, Du liebst sie! Du liebst Clara!"

„Sprich ihren Namen," antwortete Fernando, „nur wie

den Deiner Schwester aus, wenn Du mein Leiden nicht seiner Reinheit und Keuschheit berauben willst. Mein Geheimniß diene Dir zum Beweis, daß alles Gute möglich ist, und kehre in sein Grab zurück, das mein Herz ist."

„Du bist ein Held, Fernando!" rief Carlos aus.

„Nein," antwortete Fernando, „aber ich bin ein Ehrenmann.

Doch," fügte Fernando hinzu, als er die wachsende Bewegung und Unruhe seines Bruders bemerkte, „dieses Gespräch hat sich schon zu lang ausgedehnt, es ist nothwendig, daß Du Dich erholst und beruhigst. Nichts drängt in den zukünftigen Ereignissen; nur Deine vollkommene Herstellung ist dringend."

In kurzer Zeit konnte Carlos das Bett verlassen. Dann theilte ihm Fernando mit, daß die Mutter und die Verwandten des Officiers, seines Gegners, der, obwohl er noch nicht gestorben war, noch immer in der größten Gefahr schwebte, da die Amputation seines Armes nothwendig gewesen, diese Angelegenheit mit der größten Thätigkeit verfolgten, und einstimmige Erklärungen zusammengebracht hatten, die bewiesen, daß Carlos der Herausforderer war.

Der König war wüthend und hatte versprochen, den Anstifter des Duells zu bestrafen.

Es blieb Carlos für den Augenblick keine andere Alternative als entweder auf eine Festung zu kommen oder auszuwandern; er konnte sich vernünftigerweise nicht sträuben, das Letztere zu thun, um so mehr als er voraussetzte, daß, wenn er einmal in der Festung wäre, seine Mutter dahin wirken würde, daß er nicht eher aus diesem andern Kloster herauskäme, bis nicht Elia in dem ihrigen ihr Gelübde abgelegt hätte. So reiste er mit Thränen der Verzweiflung und

Wuth ab, auf das Versprechen, das ihm sein Bruder machte, vertrauend, alle Mittel, die in dessen Macht standen, anzuwenden, um seine Rückkehr in kürzester Zeit zu bewerkstelligen. Er vertraute und mit Recht auf das Wort seines Bruders, wie auf das Evangelium. So übergab er auch seiner Sorge ein Schreiben an Elia, in dem er ihr sagte, daß, da er sich durch Dienstangelegenheiten genöthigt sehe, sich auf ein paar Monate zu entfernen, er ihrem Aufenthalt im Kloster sich nicht widersetze, wo sie ruhig seine Rückkehr abwarten könne. In dem ganzen Schreiben herrschte der Ausdruck der tiefsten und leidenschaftlichsten Liebe, er beschwor sie unzählige Male, die Versprechungen nicht zu vergessen, die sie ihm gemacht, die er in Kurzem geltend zu machen kommen würde, und die ihm ein Recht gäben, sie selbst noch vom Fuße des Altares wegzureißen, damit sie sie ihm erfülle.

Einige Tage darauf langte dieses Schreiben im Kloster an, dieser Verschanzung kalter und egoistischer Seelen, wie der Philosoph Narciso sagte, und Carlos langte in England an, dem Schwanenneste, wie es Shakespeare nannte; scheint es Dir aber nicht, geliebter Leser, daß wir der Gerechtigkeit zu Ehren gut thäten, diese Beinamen umzutauschen?

Dreizehntes Kapitel.

Der Marquise war Carlos' Duell nicht unbekannt geblieben, obwohl sie sich stellte, nichts davon zu wissen. Es betrübte sie tief; trotzdem antwortete sie einem Freunde, der es ihr mitgetheilt hatte:

„Wenn Alle thäten, was er gethan hat, wenn sie ihre Mutter beschimpfen hören, würden die Lästerer ihre bösen Zungen im Zaume halten."

Während aber Fernando in Madrid sich abmühte, die Begnadigung seines Bruders zu erlangen, erreichte es seine Mutter durch ihre Freunde und Verwandten, daß sie verzögert ward. Sie wünschte, daß Carlos nicht eher zurückkehre, als bis Elia ihr Gelübde abgelegt, aus keinem andern Grunde, als dem, um tollen Streichen zuvorzukommen, die ihrem ernsten und festen Charakter in hohem Grade widerstrebend waren. So kam es also, daß die Bemühungen Fernando's fruchtlos blieben, da sie durch einen Minister, der der Mutter geneigt war, paralysirt wurden; er konnte seinen Bruder nur mit der Hoffnung trösten, die man ihm bei jedem neuen Ansuchen gab. Diese Verzögerungen brachten Carlos zur Verzweiflung, der mit seiner ausschließlich spani-

schen Anhänglichkeit an sein Vaterland und an seine Liebe seine Verbannung verwünschte. Alle Herrlichkeiten Londons zogen an seinen Augen wie chinesische Schattenbilder vorüber, ohne weder sein Herz noch seinen Geist zu interessiren. In den Reunionen der hohen Gesellschaft, in denen er sich eben so, oder noch mehr, als ein alter, reicher Lord langweilte, prallten an dem schmucken Spanier, wie das Wasser an dem Wachstuche, die feurigen oder schmachtenden Blicke der Engländerinnen ab, die, indem sie die Töchter der Seine nachahmten, sie noch an Cokefterie übertrafen.

Er wurde schwermüthig unter jenem aschgrauen Himmel, der zuerst von dem heimischen Uebel, dem Spleen, befallen worden zu sein scheint; in jenem kalten, dichten Nebel, in den die Stadt wie in ein Leichentuch gehüllt ist, und der über Euern Häuptern eine Nacht ohne Sterne, und um Euch eine Nacht ohne Ruhe ist. Ueber dem Schnee, der glatt und kalt wie Marmor war, erhoben sich die dunkeln und blätterlosen Bäume wie Gerippe, die ihre Arme gen Himmel strecken, um ein Grab flehend.

Für ihn nahmen die Tage kein Ende und waren die Nächte ewig lang. Und obgleich ihm die Uhr der Zeit still zu stehen schien, schwanden die Monate ohne Rast einer nach dem andern hin. Der Winter ließ seine letzten Stürme zur Zeit des Aequinoctiums los, als er den Frühling mit seinen freundlichen Tagen über seine düstern Nächte triumphiren sah. Obwohl blaß und matt, erschien die Sonne wie eine Genesende. Die Erde deckte sich mit einem sammtweichen Rasen, wie mit einem frischen Frühlingskleide; das Land zeigte sich in seinem ganzen Schmucke, verschwendete all' sein Lächeln und bot alle seine Reize auf in jenen ländlichen Plätzen, die so anmuthig und romantisch wie Idyllen sind. Aber nichts

sprach zu dem Herzen des Verbannten — in dem nur Erinnerungen und Hoffnungen Platz fanden.

Seine Lage ward ihm vollends unerträglich, als er ausrechnete, daß Elia nur mehr zwei Noviziatsmonate blieben. Er wartete noch den letzten Termin ab, den ihm sein Bruder bezeichnet hatte; aber als dieser kam, und er sah, daß dieser neue Termin wie die vorigen das fernere Glied einer Kette war, die man schmiedete, um ihn zurückzuhalten, stieg sein Unwille auf's Höchste und, ohne länger abzuwarten oder sich um die Folgen zu kümmern, begehrte er seinen Paß, und schiffte sich auf gut Glück ein.

Wie schlug sein Herz vor inniger Freude, als er am Horizont die Umrisse von Spanien sich abzeichnen und die Küsten seines Vaterlandes sich ihm entgegenwogen sah, wie den Busen einer Amme. Das reine Azur des Himmels und das glänzende Azur des Meeres schienen sich wie eine Muschel von Türkis halb zu öffnen, um in ihrem Schooß das weiße Cadix wie eine Perle zu zeigen. An dessen linker Seite sah er die Stadt San Lucar, die wie die Urne erschien, auf die sich der Betis stützte, mit seiner Krone von Binsen, seinem Barte von Silberschaum und seinem Hauche von Pomeranzenblüthen. Er sah Rota, den Hafen von Santa Maria, Puerto Real, die Insel San Fernando, wie Höflinge im Gefolge des Frühlings Cadix umgebend; Medina, das sie auf der Höhe erbauten wie ein Nest aus Alabaster. Er sah in der Bucht jenen beweglichen Wald von Mastbäumen, diese Bäume, abgebrannte Sclaven von der Sonne der Tropenländer, abgehärtet von dem Schnee der Pole, die den Namen ihres Vaterlandes mit ihren farbigen Zungen fröhlich künden, ihre Segel einziehen wie die Vögel, die ihre Flügel ruhen lassen, auf ihre Anker vertrauend, wie der Handel auf die Rechtlich-

keit. Er heftete einen dankbaren Blick auf den Leuchtthurm von San Sebastian, den Cadix von sich entfernt und auf Felsen inmitten des Meeres erbaut hat, damit das Geräusch der Stadt ihn nicht zerstreuen könne, und das der Wellen ihn an seine heilige Mission erinnere; ein Cyklop aus Granit, eine Schildwache, unerschütterlich wie das Vertrauen, wachsam wie die Eifersucht, während das Meer seine Füße mit seinen Wellen peitscht und seine Stirn mit deren Schaum bespritzt; ein seinen Platz nie verlassender Ausgucker; eine christliche Vestalin, diese kleine Flamme nährend, die so viel Helle verbreitet! Heilige Flamme, mit der das Erbarmen in die treulose Dunkelheit das Wort Acht hinausruft! Feuriger Finger, mit dem die Menschlichkeit die Gefahr anzeigt, die die Nacht verbirgt; guter Rath, den aus der Entfernung durch Finsterniß und Unwetter der Bruder dem Bruder sendet; thatkräftige Sympathie, die den in der Gefahr Vereinsamten mit den in Sicherheit Ausruhenden in Verbindung setzt; Hochsaal des Erbarmens, welchen die Engel Gott mit dem Finger zeigen, um ihm zu beweisen, daß die Menschen sich seines heiligen Evangeliums erinnern!

Carlos überblickte dieses Ganze, so großartig, so weitumfassend und so ausgedehnt, daß trotzdem zusammengedrängt und deutlich durch die Reinheit der Luft erschien, die verhinderte, daß die Gegenstände in der Entfernung sich vermengten. Ueber diesem großartigen Bilde wölbte sich der andalusische Himmel, der den Reiz eines Lächelns hat, den Zauber eines Liebesblickes, die Poesie des Unendlichen, dessen Magie ein Magnetismus der Seele ist; dieser so reine Himmel, der sich nur mit weißen Wölkchen, wie Schneeflocken, trübt, die ohne Richtung herumschweifen wie der Blick eines Neugebornen, und in der Nacht sich mit seinen Sternen schmückt, wie ein

gefallsüchtiges Weib mit seinen Brillanten; dieser Himmel, immer heiter, immer friedlich wie die Tugend, der sich nur dann mit Wolken deckt, wenn die ausgetrocknete Erde ihm zuruft: ich habe Durst!

Kaum war Carlos in Cadix gelandet, und hatte einige seiner reinlichen und geraden Gassen, die gutgearteten Kindern gleichen, durcheilt, als er sich nach Puerto einschiffte in einer Feluke, die mit ihrer halb anmaßenden, halb frommen Aufschrift:

„Segle unter Gottes Schutz;
Meiner Werke Sohn bin Allen ich zum Trutz!"

ihn zur Fahrt einlud.

Diese entfaltete ihr großes dreieckiges Segel, das von dem Wehen der Brise anschwoll, wie das Herz dessen, der zu seinem heimathlichen Heerde zurückkehrt, von Fröhlichkeit anschwillt, und begann leicht durch die Wellen hinzugleiten, die überrascht an ihren Seiten murmelten, wie eigenwillige Wesen, deren Willen man bricht.

Als sie an dem Felsenriff vorüber waren, das sich an der Mündung des Flusses Guadalete befindet, an dessen Ufer sich Puerto de Santa Maria ausbreitet, nahm der Schiffer seinen Hut ab, und sprach laut ein Vaterunser für die Seelen der Vielen, die an dieser gefahrvollen Klippe zu Grunde gegangen; heiliges Gebet, liebevolle Erinnerung dessen, der sich rettete, an den, der unterlag, das die aus Menschlichkeit ehren sollten, die es aus Andacht nicht ehren! Aber diese liebevolle, fromme und bedeutsame Sitte ist abgeschafft worden, da ruchloser Spott den Einen als Dolch, den Andern zum Schreckbilde diente. In solcher Weise erwiesen die Gottlosen der Aufklärung den großen Dienst, das Gebet im Munde der gewöhnlichen Menschen verstummen zu machen. Die

Höherbegabten, die der Spott weder verwundet noch eingeschüchtert, verstummten ebenfalls, da sie fürchteten, durch das Bezeigen ihrer Gläubigkeit die Ausbrüche von Gottlosigkeiten und Ketzereien nur noch mehr anzufachen, welche mehr Schaden machen würden, als ihr gutes Beispiel Nutzen bringen könnte (denn gutes Beispiel ist die Hilfe, die moralische Gabe, die der an Verständniß Reiche dem Armen zu geben verpflichtet ist). Ja die unerhörte und herausfordernde Keckheit der Gotteslästerer ist so groß in diesem Kampfe, daß die Gläubigen ein Schweigen als eine Concession, einen Waffenstillstand wie eine Gnade betrachten.

Carlos langte in Puerto Santa Maria an, das, obgleich es eine wenig bevölkerte Stadt mit unfruchtbaren Umgebungen ist, doch Mittel findet, fröhlich und hübsch auszusehen; er legte in kurzer Zeit in einer leichten Calesche die drei langen und eintönigen Meilen zurück, die dieses Puerto von San Lucar trennen, das reich an Früchten wie Pomona dem durstigen Reisenden seine auserlesenen Oliven und die frischen und mannigfaltigen Wasser seiner Quellen darbietet. Dort wo das Meer gierig die süßen Wasser des Guadalquivir einsaugt, bestieg er das Dampfschiff; dieses flog gen Sevilla, als wenn es gewußt hätte, daß es einen Liebenden an der Seite derjenigen, die er liebte, abzusetzen habe. Die Ufer des Flusses zeigten sich anfangs Carlos eintönig, einsam, traurig wie ein langes Leben, das an sein Ende kommt, bis sie dann in dem Grade, als sie sich Sevilla nähern, freundlicher werden, sich mit Obstgärten und Pomeranzenbäumen bekleiden, denn Sevilla ist des Flusses Geliebte und die Vertrauten seiner Liebe waren die alten Dichter und sind es die modernen, da die Liebe keine Geheimnisse hat vor der Poesie, noch die Poesie vor der Liebe; wie die Seele und das Herz keine

haben. Er kam des Nachts an. Der Mond erleuchtete mit seinem reinen Lichte die Natur, eingehüllt in ihr süßes far niente durch den Gesang der Nachtigallen, der eine unbeschreibliche Rührung hervorruft, welche die Augen mit Thränen füllt; durch den Klang der Guitarren, die Gedanken der Liebe verbreiten, und durch den würzigen Zephyr, der ihr Kühlung zuweht wie einer Huri ihr Fächer aus wohlriechenden Federn.

Carlos wollte nicht gleich in die schlafende Stadt eintreten, und verweilte noch einige Zeit, in jenen Baumgassen der Spazierplätze hin und wieder wandelnd, zwischen deren Zweigen noch manches Licht der Lampen glänzte, die, versteckt wie sie unter dem Blätterwerk waren, Strahlen glichen, die die Sonne vergessen hatte. Man muß in Sevilla sein Vaterland und seine Liebe haben, um vom Glücke der Heimkehr berauscht und entzückt zu sein, wie Carlos es war — der es sich mit der Abwesenheit so theuer erkauft hatte, und um, wie er, sich an der bezaubernden Harmonie zu ergötzen, die zwischen der Liebe, dem Frühlinge, dem Gesange, der Einsamkeit und dem Monde ist — dem Gestirn, das — wie das Herz, das liebt, — zwischen Himmel und Erde schwebt.

Vierzehntes Kapitel.

Es schlug sieben Uhr, als der junge Mann an der Pforte des Nonnenklosters von der Mutter Gottes anklopfte.

„Ich werde die Mutter Pförtnerin rufen," sagte eine ihm wohlbekannte Stimme.

„Kennst Du mich nicht, Marie?"

Ein lebhafter Schrei der Freude ertönte hinter der Pforte, und man hörte zu gleicher Zeit eilige Schritte sich entfernen und folgende Worte:

„Ich wußte es! Ich wußte, daß er kommen würde! Nicht einen Augenblick zweifelte ich daran! Ich weiß, was lieben ist!"

Dann kam die Mutter Pförtnerin, die, nachdem Carlos sich als den Sohn der Marquise von Val de Jara zu erkennen gegeben hatte, ihm den Schlüssel gab, um in das Sprachzimmer sich zu begeben.

Carlos trat in ein geräumiges, ziemlich breites Zimmer; links von der Thür, im Hintergrunde, befand sich ein großes und starkes Doppel-Gitter, hinter welchem sich ein großer, schwarzer

Vorhang entfaltete; über diesem Gitter las man folgende Inschrift:

NOSTRA CONVERSATIO IN COELIS EST.

Von der entgegengesetzten Seite ergoß ein kleines, offenes Gitterfenster nahe am Dache über den ganzen Umkreis mit vollkommener Gleichmäßigkeit ein ernstes, bleiches Licht, dessen Reflex auf dem schwarzen Vorhange erlosch. An der Wand, gegenüber der Thür, hing ein Bild von großem Umfange, das die heilige Cäcilie vorstellte, wie sie an ihrem Hochzeitsfeste den Lockungen der Liebe entsagte, ihren Gatten zu dem Spiritualismus ihres erhabenen Glaubens bekehrend und das Ehebett mit dem Altar vertauschend, der von Engeln mit weißen Rosen bekränzt wurde.

Einige Rohrstühle mit hohen Lehnen und vergoldeten Leisten standen an den Wänden des Sprechsaales, die kalt und weiß wie der Schnee waren.

Als Carlos diesen düstern, stillen Raum betrat, war es ihm, als legte eine kalte Hand sich auf sein Herz und hemmte dessen Schläge. Es erging ihm, wie einem lebhaften, glänzenden Vogel der Tropenländer, den sein Geschick auf die Zweige der Fichten Lapplands versetzt hat, deren Blätter Eisnadeln sind, — Schauer durchrieselt ihn, seine Flügel sinken und seine Kehle schnürt sich zusammen.

Carlos warf sich auf einen Stuhl.

Plötzlich theilte sich rasch der Vorhang. Ein großes und helles Gemach zeigte sich den geblendeten Blicken des jungen Mannes. In der Mitte des Zimmers stand Elia aufrecht. Carlos vermochte nicht zu sprechen und streckte ihr nur die Arme entgegen.

„Oh, Carlos!“ sagte diese mit dem Ausdrucke der reinsten Heiterkeit und liebevoller Befriedigung, „welche Freude

machst Du mir, indem Du zu dem feierlichen und glücklichen Tage kommst, an welchem ich mein Gelübde ablegen werde! Nur Du fehltest mir von den Personen, die mich lieben und die ich liebe!"

Carlos heftete seine Blicke auf Elia, wie die Aufmerksamkeit sich auf ein Räthsel heftet, das sie errathen will.

Man konnte sich nichts Schöneres denken, als diese bezaubernde Erscheinung, umflossen von einem Strahlenkranze des Lichtes. Ihre Augen glänzten heiter, ihre liebende und reine Seele spiegelnd; ihre schwarzen Augenbrauen zeichneten sich in edeln Umrissen auf ihrer sanft gewölbten Stirn. Der Kopfputz begrenzte in grader Linie diese Stirn, und umschloß das vollkommene Oval ihres Gesichtes. Ihr weißes Kleid, das in weiten Falten bis zum Boden niedersank, der Schleier, der von ihrem Haupte bis zu ihren Füßen herabwallte, gaben dieser jugendlichen Gestalt eine sanfte und ernste Würde, so daß man sich bei ihrem Anblicke in gleichem Grade von Ehrfurcht wie von Bewunderung ergriffen fühlte. In diesem Augenblicke schien es Carlos, als welkten seine Hoffnungen wie der Erde entrissene und auf dem Altare einer Heiligen niedergelegte Blumen; aber diesen schmerzlichen Eindruck überwindend sagte er:

„Ich komme nicht, um der Ablegung Deines Gelübdes beizuwohnen, sondern um zu verhindern daß Du es machst; ich komme, meine Versprechungen zu erfüllen, und die in Anspruch zu nehmen, welche Du mir machtest. Hast Du sie vielleicht vergessen? Hast Du die Erinnerung an die Vergangenheit verloren?"

„Jede Erinnerung ist, seit ich im Kloster bin, aus meinem Herzen entschwunden, in dem Maße, als meine Dankbarkeit sich steigerte, die es ganz erfüllt."

„Und Du wagst es zu sagen!“ rief Carlos aus, „Du wagst es, mit derselben Hand, die Almosen austheilt, die die Thränen der Leidenden trocknet, die die Altäre mit Blumen schmückt, den Dolch in das Herz des Mannes zu stoßen, der Dich liebt, der seit der Kindheit Dein Gefährte war und den Deine Mutter Sohn nannte!“

„Ich wage es,“ versetzte Elia, „sie ihm zu reichen, um ihn von einem Irrwege abzulenken und auf den Weg, den er verfolgen soll, zu führen.“

„Das sind die Ansichten, die man Dir eingeprägt hat! — Damit aber haben sie nur erreicht, Dich auf die Bahn des Opfers, — mich auf die der Verzweiflung zu schleppen. — Elia — möchtest Du das Glück des Mannes, der Dich allein liebt und sich Deinen Gefährten nennt, zerstören? — Könntest Du, so sanft, so gut, — undankbar und grausam sein? — Wärest Du, so jung, so schön — unsinnig genug, den Genüssen des Lebens zu entsagen, in einem Vorhaben beharrend, das Alle tadeln sollen?“

„Und wer kann mir einen Vorwurf machen,“ antwortete Elia, „daß ich mich von einer Welt trenne, die ein Jeder ihrer Bewohner verflucht? Finde mir einen Einzigen, der mit seinem Loose zufrieden wäre; finde mir einen Einzigen, der sagen kann: „Die Welt hat mir ein beständiges Glück geschenkt; eine ungetrübte Ruhe; ich habe in ihr ein reines Gewissen selbst frei von Groll bewahrt; kein Wort, kein Lächeln, kein Blick konnte mich je verwunden, ich lebte ohne Befürchtungen, und ohne Hoffnungen; oder vielmehr ich sah die erstern sich realisiren und die letztern sich enttäuschen, ohne darunter zu leiden oder entmuthigt zu werden; ich begegnete keinem Undankbaren und Böswilligen, oder doch kränkten sie nicht mein Herz.“ — Finde mir,

Carlos, Einen in der Welt, der sagen kann: „Ich sah die Jugend entfliehen ohne Bedauern und das Alter ohne Widerwillen anrücken;“ finde mir einen Einzigen und das soll mir als stichhaltige Widerlegung gelten, als ein praktisch bewährtes Lob der Welt, das mich überzeugen, als ein Beweis, der über mich triumphiren wird. — Carlos! ich warf nur einen flüchtigen Blick auf die Welt! — aber er war lichtbringend, und dessen Zurückprallen empfand ich im Herzen! Die Klugheit würde mir — wenn Gottes Finger mir fehlte, — die Bahn vorzeichnen, der ich zu folgen habe; sie ist mir sanft und lieb, und ich werde mich nicht von ihr trennen. — Ja, Carlos, meine Tage werden in Gebet und Ruhe dahingleiten jenen Tropfen gleich und eben so süß, welche von der Honigwabe herabträufeln.“

„Elia,“ antwortete Carlos, „Du stehst unter dem Einflusse einer religiösen Ueberspannung, die in diesem Augenblicke Deinen Blick umflort, wie eine Weihrauchwolke, die Dich Dein Herz verkennen macht, Dich über Deine Zukunft verblendet und Deine Gefühle erstickt. Aber ich werde nie einwilligen, fuhr er mit lebhafter Aufregung fort, daß Du über Dein Geschick mit tyrannischer Willkür verfügst und Deine Zukunft begräbst; mir hast Du Treue versprochen, mir hast Du anzugehören geschworen; an mich bist Du gebunden, seit dem Tage, wo Du mit dem Ringe der Braut ihre Rechte und Pflichten auf Dich nahmst, Du kannst nicht über Dein Schicksal verfügen, das mir gehört. Ich werde meine Rechte geltend zu machen wissen!“

„Wo sind sie, was sind das für Rechte?“ rief Elia im Tone des Vorwurfes aus. „Bin ich die, welche ich war? Stehen nicht zwischen uns die Welt, die Meinung, der mütterliche Wille? Wage es, mich von den Stufen des Altares

zu reißen; wage es, mir zu sagen: „Ich beraube Dich einer ruhigen und beständigen Zufriedenheit, und biete Dir dafür das flüchtige Glück der weltlichen Liebe;" — wage es, mich von meiner Ueberzeugung zu trennen, mit der Grausamkeit, mit der man ein Kind dem Schooße seiner Mutter entreißt. Nein, nein! Gib jede Hoffnung auf; wir sind im Leben so von einander geschieden, wie die Sonne, die sich mit Glanz und Geräusch umgibt, und der Mond, der die Stille und die Nacht aufsucht. Folge Deiner Bestimmung wie ein lebhafter, rascher Strom, und suche nicht, mit Dir das schwache Blümlein fortzureißen, das Du bei Deinem Laufe am Uferrande fandest, und das sich mit diesem Strome nicht vereinigen könnte, ohne in ihm zu Grunde zu gehen. So bist Du es, Carlos, der blind ist; erblindet durch eine Leidenschaft, ja diese machen blind, und nicht der Weihrauch, wie Du sagtest, der nur unsere Blicke noch mehr gen Himmel erhebt, zu welchem er emporsteigt!"

„Und warum sagst Du," rief Carlos aus, „daß meine Leidenschaft blind sei, Elia?"

„Weil Alles, Carlos, was der Meinung trotzen und die bestehende Ordnung umstürzen will, blinde Leidenschaft ist; und diese taugt nicht zum Lenken, sondern soll gelenkt werden."

„Wie ruhig, wie heiter, wie kalt Du bist!" sagte Carlos mit Erbitterung.

„Weil ich gebetet habe, Carlos."

„Du hast mich nie geliebt!" rief Carlos aus, auf einen Stuhl sinkend und sein in Thränen gebadetes Antlitz mit beiden Händen verhüllend.

„O ja! ich habe Dich geliebt und liebe Dich!" versetzte Elia mit sanfter und süßer Stimme. „Aber in dieser innigen

und unendlichen Liebe, die ich für Dich hege, gibt es weder Anwesenheit noch Abwesenheit; keine Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft; die Zeit geht an ihr vorüber wie an der Ewigkeit, ohne sie zu verändern. Es ist eine Liebe, die das Herz nicht von Gott abzieht, sondern es noch mehr mit Ihm, diesem Quell und Ziel der vollkommenen Liebe, identificirt. Es ist eine Liebe, die keine Undankbarkeit fürchtet, da sie ohne Erwiederung zu verlangen gegeben wird; es ist eine unveränderliche Liebe, die sich in das Gebet mischt und mit ihm uns zum Himmel erhebt. Es ist eine Liebe, die in der irdischen Nacht wie ein Stern aus andern Regionen glänzt, den man wie diese liebt, ohne sie erfassen zu wollen, da wir zu ihnen emporsteigen werden."

„Aber diese Liebe," sagte Carlos trostlos, „diese Liebe, welche hier die trennt, die sich lieben, gewährt nicht das Glück, Elia!"

„Und was nennst Du Glück, Carlos?" frug Elia. „Wenn es in dem Frieden liegt, welchen die Abwesenheit aller Leidenschaften, die Ruhe des Gewissens verleiht; wenn es in der sanften Heiterkeit liegt, deren man sich erfreut, wenn die Vergangenheit keine nagenden Vorwürfe birgt, noch die Zukunft quälende Besorgnisse, wenn es sich in einem Leben findet, wo der Schlaf ruhig und das Erwachen heiter ist, wenn es darin liegt, den Tod zu erwarten, ohne ihn zu wünschen noch zu fürchten, — wenn in Dem das wahre, ungetrübte Glück besteht, — so habe ich es verstanden, Carlos, und zu dem meinen gemacht."

Carlos ließ tief bewegt, mit zerrissenem Herzen und gehobener Seele sein Haupt auf die Rücklehne seines Sessels sinken, sich die Augen mit den Händen verhüllend, während zwischen seinen Fingern schwere Thränen herabrollten und seine Brust tiefe Seufzer hoben.

„Carlos,“ fuhr Elia bewegt und im bittenden Tone fort — „betrübe mich nicht durch Deinen Schmerz! Habe mich lieb genug, um nicht mein ruhiges Glück stören zu wollen, sei stark und großmüthig, um Dich mit mir zu jener Höhe emporzuschwingen, von welcher herab ich die Interessen und Leidenschaften der Erde betrachte, diese Höhe, Carlos — ich habe es nur zu wohl in der Welt erfahren — erreichen nicht das Talent, das Wissen, das Genie; der Glaube erreicht sie, jener göttliche Glaube, der das breiteste Meer ausfüllt und im einfachsten Herzen Raum findet. Don Narciso erreichte sie nicht und Don Benigno hat sie erreicht. Auf dieser Höhe, Carlos, erscheint das Leben so kurz, so armselig! Es ist ein Nichts gegen die Ewigkeit und doch kann es viele Thränen in sich schließen und viele Gewissensbisse bereiten. Nur auf dieser Höhe fühlt die sich von Schmach frei, die sie von ihren Eltern ererbte, wie die Kinder Adams von dem Fluche, den er verdiente. Hier sieht sie sich davon befreit, wie der Schmetterling, der in die Lüfte emporfliegt, von der einengenden Puppe, aus der die Larve sich entwickelte. Auf dieser Höhe, mein Bruder, ist man der Erde mehr entrückt; aber dem Himmel näher, dem Himmel,“ — wiederholte sie, die Augen und Arme zu ihm erhebend, mit einer sanften und heiligen Begeisterung.

„Dort — wo alle liebende Herzen sich in der himmlischen und vollkommenen Liebe vereinigen werden, welche die Seligkeit ist.“

Elia erschien Carlos in ihrer Begeisterung, die Augen voll frommer Thränen, göttlich, wie eine Erscheinung aus den höhern Regionen herabgestiegen, zu denen sie sich gleich wieder emporschwingen sollte.

Ergriffen, bezaubert, hingerissen von einem mächtigen sich

ihm mittheilenden Antriebe warf sich Carlos vor ihr nieder, sein gesenktes Haupt an die Gitterstäbe lehnend.

„Ich sehe ein, zu meinem Unglücke viel zu spät," rief er aus, „daß es inmitten des häßlichen Materialismus, der immer mehr die Gemüther ergreift, wie die wachsenden Wellen einer allgemeinen Ueberschwemmung, in der unsere geistigen Kräfte zu Grunde gehen werden, Wesen gibt, deren Seelen wie göttliche Fackeln in der Finsterniß leuchten, wie Leuchtthürme in der Nacht, die so erhaben sind, daß eine Leidenschaft sie entweiht, und die man auf Erden nur so lieben darf, wie die Engel im Himmel sich lieben."

Epilog.

Wenn man uns fragte, was aus denen ward, die auf der großen und wechselnden Bühne der Welt zurückblieben, so könnten wir, da wir als Novellist von den Personen, die wir auf die Scene brachten, Rechenschaft geben müssen, mit den schönen Versen antworten, womit Schiller Jene abfertigte, die ihn befragten, was aus Thekla geworden:

„Willst Du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur so lang sie liebten, waren sie."

Nichtsdestoweniger besteht das Leben aus zwei Theilen, dem idealen und materiellen, und wir wollen über den zweiten, welcher den ersten überlebt, berichten.

Fernando starb in Madrid an dem verhängnißvollen Tage des 7. Juli 1822, den König vertheidigend.

Carlos, einer schon verlorenen Sache treu, fiel auf dem Trocadero im Jahre 1823 in jener unglücklichen Schlacht, in der man ohne Enthusiasmus Blut vergoß, ohne Hoffnung kämpfte, und einen fruchtlosen Tod fand.

Die Marquise ertrug den Tod Fernando's mit Fassung, jenes geliebten und vollkommenen Sohnes, der alle ihre Hoffnungen realisirt hatte, jenes Sohnes ihres Herzens, würdig das Haupt des Hauses Orrea zu sein. Sie legte keine Trauerkleider an, noch sah man sie eine Thräne vergießen. In ihrem Zimmer hing das schöne Bild ihres Sohnes, das sie mit einem Lorbeerkranze und einem Palmenzweige schmückte. Aber Carlos Tod rieb sie auf. Er war der letzte Orrea gewesen und der erste, der in der Vertheidigung einer Sache starb, die weder die der Religion, des Königs, noch des Vaterlandes gewesen. Ihre Lebenskraft unterlag und brach zusammen wie die Segel des Schiffes, dem die belebende Brise fehlt. Sie starb in den Armen der untröstlichen Esperanza, die sich mit einem ausgezeichneten Manne nach dem Wunsche ihrer Mutter vermählt hatte. Diese musterhafte Tochter hatte zwei Söhne. Der ältere, im Hause seiner Eltern erzogen, trat 1837 in die Reihen des Don Carlos ein und fiel bei der Belagerung von Bilbao. Der zweite, im Artilleriecollegium erzogen, verübte seine ersten Waffenthaten an der Seite Cordoba's, des Generals der Königin, und fand in der Affaire von Mendigorria seinen Tod.

Esperanza, wahnsinnig aus Schmerz über so grausame Verluste, da sie alle Lieblinge ihres Herzens Opfer des entsetzlichen und verabscheuungswürdigen Bürgerkrieges werden sah, dieser schrecklichsten Geißel, die sich der Mensch mit eigener Hand bindet, als sie sich von der Schwere ihres Schmerzes erdrückt sah, ging in das Kloster, um Elia zu sehen, und kehrte ruhig und ergeben daraus zurück.

Das Glück schenkt nichts, leiht nur.

Aus dem Spanischen

übersetzt von Hedwig Wulf.

Die Zeit stellt sich dem Menschen auf dreierlei Art dar: langsam kommt die Zukunft heran, schnell vergeht die Gegenwart und unbeweglich steht die Vergangenheit still. Weder Bitten noch Sehnsucht machen die erste ihren Lauf beschleunigen, weder Flehen noch Gewalt halten die zweite zurück, weder Reue noch Zauberkraft bewegen die dritte. Willst Du glücklich die Lebensreise beenden? Nimm zur Ratherin die Zukunft, erwähle nicht die Gegenwart zur Freundin, mach' Dir die Vergangenheit nicht zur Feindin.

Spruch des Confucius.

Der Spitzbube, der sich nicht fangen läßt, gilt für einen ehrlichen Mann.

Türkisches Sprichwort.

Zwei Meilen von der Meeresküste entfernt liegt auf dem Plateau eines Hügels Jerez, dieser reiche und üppige Liebling der Ceres und des Bacchus. Wie ein prächtiger Gürtel umschließen ihn seine berühmten und wie Fürstenkinder gepflegten Weingärten, und seine Kornfelder, deren Aehren ihre goldgelben Häupter zur Erde neigen. Seine ungeheuern Besitzungen erstrecken sich über die benachbarten Weichbilder, die ob dieser Invasion des ländlichen Kolosses zürnen, der wie ein Potentat die Zahl seiner Wälder vergißt.*)

Jerez, das an Adel keiner Stadt nachsteht, wird von dem kostbaren und wohl erhaltenen maurischen Schloß überragt, welches der berühmten Familie der Villavicencio angehört und Zeuge so vieler kühnen Thaten gewesen ist; seine Jahrbücher sind kostbare Blätter in der spanischen Geschichte; es prangt mit prächtigen Kirchen, Meisterwerken des Glaubens und der Kunst, und sieht voll Schmerz die kostbare Carthause an seiner Seite verfallen, welche nunmehr als Ruine Alle eben so mit Schmerz und Widerwillen erfüllt, wie sie in ihrem unversehrten Zustande Bewunderung einflößte.

---

*) Jerez hat ein Weichbild von 62½ spanischen Geviertmeilen, und seine Wälder reichen bis zu den Gebirgen Ronda's.
Anm. d. Verf.

Obwohl man mit Recht von einigen Provinzen Spaniens sagt, daß sie wenig cultivirt sind, wie von der Mancha und Castilien (die unglücklicherweise die Heerstraße durchzieht, welche den Hauptverkehr der Halbinsel vermittelt), so gilt doch nicht das Gleiche von diesem Theil Andalusiens; denn von der Spitze einiger Belvederes, welche die schönen Landhäuser des größten Theiles der Weingärten zieren, erblickt das Auge in seinem Sehkreise fünfzehn Ortschaften, von denen die meisten von beträchtlichem Umfange sind.

Diese sind: Jerez, Algar, Arcos, Medina, Chiclana, die Insel Leon, Cadix, Puerto Real, Puerto de Santa Maria, Rota, Chipiona, Sanlucar, Trebujena, Lebrija und las Cabezas.*)

---

*) Nachdem dieses bereits niedergeschrieben war, fiel in unsere Hände eine Nummer des Guadalete, einer Zeitung, die in Jerez erscheint, worin wir zu unserer größten Befriedigung in einer Erzählung (die von Meisterhand geschrieben ist und von einer Person herrührt, die als competent in dieser Materie bekannt ist) die folgenden Stellen fanden, die wir als Fortsetzung unserer Beschreibung dieses berühmten Ortes hier mittheilen, da sie dieselbe viel gelungener vervollständigen, als es unsere schwache Feder vermocht hätte. Unserer Ansicht nach ist die zwar fremden Mustern nachgeahmte Gewohnheit, in Schöpfungen der Phantasie solche geschichtliche Daten und Ortsbeschreibungen anzubringen, sehr zu loben, denn dadurch erhalten sie ein wirkliches Verdienst, verbinden das Nützliche mit dem Angenehmen, belehren und unterhalten zu gleicher Zeit, theilen interessante Details über unser Land und unsere Geschichte mit und werden, wenn man sich so ausdrücken darf, verschönert.

Die Stelle über Jerez lautet:

„Wenn wir die Blätter der Geschichte befragen, so finden wir es unter den ersten gegen die Maurenherrschaft kämpfen. Berühmte Namen gingen aus jenem Kampfe hervor, die seinen Ruhm bis zu den Mauern von Antequera, Sevilla und Granada trugen. Unter

Die Bewohner von Jerez (wir sagen absichtlich nicht die Jerezaner, denn die Mehrzahl der großen Capitalien, die in diesem Orte, sei es im Schatten seiner Weinlauben oder durch seine Ernten oder durch den Handel aufgehäuft wurden, gehören nicht Jerezanern), die Bewohner von Jerez sind keine Freunde vom Geldverthun und lassen sich nicht von ihrer glänzenden und fröhlichen Nachbarin Cadix verführen. Daher kommt es, daß diese Stadt, die ein Muster von Eleganz, glänzender Geselligkeit und freigebiger Lebensweise sein sollte, diese Vortheile nicht genießt. Außer ungeheuern Weinkellern (wahrhaften Palästen für die häßlichsten Weinfässer), außer einigen schönen Häusern, die in der Regel mit mehr Pracht als Geschmack gebaut sind, außer dem großen Platze für die

---

dem Schutze seiner Wälle kamen mehr als einmal die alten Cortes von Castilien zusammen, und vom Martyrologium bis zum modernen Guide des voyageurs gibt es kein Verzeichniß berühmter Namen, in dem man nicht auf jedem Blatte dem Namen eines Sohnes dieser Stadt begegnete. Von den beiden Jerezanern, den heiligen Eustach und Stefan, bis zum Erzbischofe Palma; von Garci-Gomez Carrillo bis auf Tomas de Morla und Don Rafael de Aristegui, jetzt Grafen von Mirasol; von dem Seemanne Estopiñan bis auf den tapfern Giraldino, von dem Präsidenten von Castilien, Mirabal, bis zum Kronfiscal, Fernandez de Gatica, brachte Jerez in den Künsten des Friedens wie des Krieges immer Männer hervor, die es verherrlicht und berühmt gemacht haben."

An einem andern Orte fügt der Verfasser, über diese Stadt sprechend, hinzu:

„Vielleicht keine andere Stadt ihres Ranges zählt so viele und so gute öffentliche Unterrichtsanstalten. Vier Freischulen, worunter eine für kleine Kinder ein Modell für ähnliche Anstalten ist, ein Collegium, eine höhere Lehranstalt und eine Menge Privaterziehungshäuser für Kinder aus den wohlhabenden Classen.

Anm. d. Verf.

Stiergefechte hat Jerez nichts aufzuweisen, womit sein zunehmender Wohlstand und Reichthum es verschönert hätte. Seine Umgebungen, die Gärten und Parkanlagen bilden sollten, gleichen denen eines schmutzigen Dorfes. Es mangelt an einem reizenden Spaziergange, an einem guten Theater, an einer Börse und andern Dingen, die nothwendig bei einem Zusammenströmen von Menschen und Capitalien sich finden sollten, mit einem Wort: an den Fortschritten der Cultur.

Dessenungeachtet gibt es zwei Dinge, worin sowohl die einheimischen als die fremden Bewohner von Jerez übereinstimmen und eine große Uneigennützigkeit beweisen, nämlich in Allem, was Gottesdienst und Werke der christlichen Mildthätigkeit betrifft. Von allen Städten, die wir gesehen haben, wüßten wir keine, die in diesen Beziehungen aufrichtigere Bewunderung und gerechtere Lobsprüche verdiente. Berücksichtigt man die vielen öffentlich und geheim gespendeten milden Gaben, die Almosen, welche bei den Leichenbegängnissen der Reichen ausgetheilt werden, die in den Kirchen dargebrachten Gaben; sieht man jenes prächtige Spital, jene spiegelblanken Armenhäuser; tritt man in jene Kirchen ein, welche wie Gold und Edelsteine glänzen, dann fühlt man ein enthusiastisches Vergnügen, und Mancher fragt sich wohl: Ist das vielleicht nicht mehr werth als jene gefeierten materiellen Verschönerungen, auf die unsere Zeit so stolz ist?

Als die Jerezaner ihren Stiergefechtsplatz bauten, nahmen dies die Einwohner von Puerto sehr übel, denn dies beeinträchtigte ihre zahlreichen, in Andalusien so berühmten Stiergefechte. Da aber die Bewohner von Cadix, der Insel und dem Hafen von Santa Maria allen übrigen Andalusiern an Spottsucht und Witzigkeit den Rang abgewinnen, so ist leicht zu begreifen, bis zu welchem Grade damals die ernsthaften

Jerezaner, die sich emancipiren wollten, von den spöttischen Pfeilen der Porteños überschüttet wurden. Man könnte einen Band darüber schreiben. Die Jerezaner verschönerten statt aller Antwort jedesmal mehr ihren Platz, zum Schlusse bemalten sie ihn mit den herausforderndsten Farben, brachten in einigen Logen Spiegel und sogar vergoldete Leisten an, warfen einen Blick voll Verachtung auf den Platz von Puerto, der damals bescheiden mit weißem Kalk wie die Norma übertüncht war, und sprachen von ihren Weinfässern herab: „Merkt Ihr nun, mit wem Ihr es zu thun gehabt habt?" Die Muschelsammler,*) die wie viele Andere sehr elegant und aufgeputzt sind, aber keinen Heller in der Tasche haben, das will sagen, kein anderes Vermögen oder Liegenschaft als das Meer besitzen, waren von einer solchen Größe und einem solchen Luxus vernichtet, und versicherten, daß die Jerezaner, wenn der Winter käme, einen Ueberzug von Wachstuch für ihren aufgedonnerten Platz machen ließen.**)

Zwischen Jerez und der Sierra von Algar dehnt sich eine einsame Weide aus, auf derselben sah man vor Jahren neben einem Fußsteige eine Hütte, in der sich ein Mann etablirte und auf einem Tische Getränke zum Verkauf anbot. Im Verlaufe der Zeit mauerte er vier Wände und überdachte sie mit Pfeilkraut; das Innere theilte er in zwei Hälften, wovon die eine als Küche und Ausschank, die andere

---

*) So und zwar Coquineros heißen die Bewohner des Hafens von Santa Maria wegen der Menge Muscheln aus der Familie der eßbaren Miesmuscheln, die daselbst gefunden werden und die sie Coquinas nennen. Anm. d. Verf.

**) Diese Verschönerungen wurden gemacht, als Ihre königl. Hoheiten der Herzog und die Herzogin von Montpensier Jerez besuchten. Anm. d. Verf.

als Schlafzimmer diente und brachte dorthin sein Weib und seine beiden Söhne. Hinter dem Hause zog er einen Zaun und bildete so einen viereckigen Hofraum, in welchen er des Nachts einige Ziegen einschloß, die sein jüngerer Sohn unter Tages in's Gebirge auf die Weide führte; dem Hause gegenüber rammte er einen Oelbaumpfahl zu dem Ende ein, damit die wenigen diesen Weg Ziehenden daran ihre Reitthiere anbinden könnten. Der Pfahl hatte im nächsten Frühjahr frisches Grün angesetzt, und nach Jahren war durch die Pflege seines Eigenthümers ein dichtbelaubter Oelbaum daraus geworden, der dem Wirth eine ergiebige Ernte von Oliven einbrachte, die er auspreßte und die mit dem Käse seiner Ziegen den Hauptabsatz seiner Niederlassung ausmachten. Viele Herren von Jerez, die eifrige Jäger waren, kehrten in der kleinen Venta des Tio Basilio ein und bezahlten das daselbst Verzehrte fünfmal so theuer, als es werth war.

Zur Zeit, da unsere Erzählung beginnt, war die Frau des Wirthes gestorben, und sein älterer Sohn, für dessen Erziehung sein Pathe und Oheim, ein Dominicanermönch, sorgte, hatte mit großem Erfolge Theologie studirt und war als Caplan eines Regimentes nach Lima gekommen. Also geschah es, daß Tio Basilio einsam und allein lebte, nur bei Nacht leistete ihm sein jüngerer Sohn Gesellschaft, ein blödsinniges, schweigsames Wesen, das seit dem Tode seiner Mutter vollends stumpfsinnig geworden war; denn wie die physisch schwächlichen Naturen durch längere Zeit von der Milch ihrer Mütter genährt werden müssen, so gibt es auch moralisch schwache Naturen, die durch längere Zeit der Sorge und Belehrung dieser ihrer irdischen Schutzengel bedürfen.

Die Menschheit hat zwei Ideale, die Jungfrau und die Mutter, und Gott vereinigte Beide, um das anbetungswürdige

Wesen zu schaffen, durch dessen Vermittlung er sich mit ihr identificirte.

Es war ein schöner Decembermorgen; vor der Thür der Schenke saßen auf einer rohgearbeiteten steinernen Bank der Tio Basilio, nun schon ein gebrechlicher, hinfälliger Greis, und sein Gevatter, Tio Bernardo, ein noch frischer, rüstiger, flinker und jovialer Alter. In einiger Entfernung lag ihnen gegenüber an einen Zwergpalmenstrauch gelehnt ein Bursche von mittlerer Statur und schlankem Wuchse, als Jäger mit einem Rocke von grobem Tuche, Gamaschen und einem kurzen Mantel bekleidet, der über den Kopf wie eine Jagdtasche geworfen wird und in dessen innern Taschen man Brod und Geflügel aufbewahrt. Obwohl seine Züge regelmäßig waren, hatte sein bleiches Antlitz, das eines von jenen war, die man im gemeinen Leben Milchgesichter nennt, etwas Hartes, und sein wenig offener Blick besaß, wenn er auch Scharfsinn verrieth, doch nichts von der der Jugend so eigenthümlichen Frohsinnigkeit. Neben ihm befand sich seine Flinte und ein Lockvogel (ein Rebhuhn) in einem spitzigen Käfig, der mit einem grünen Tuche bedeckt war. Tiefe Stille herrschte, die nur von dem sonoren Wehen eines schwachen Windes unterbrochen ward, der, da er weder die kräftigen und unbeweglichen Kräuter noch das niedere Gehölz der Weide zum Rauschen bringen konnte, sich selbst mit sanftem Gemurmel einlullte. Nur die Hennen, die ruhig und zufrieden um die Schenke herumspazierten, fühlten seine Macht in ihren zierlichen Schweifen, die sich zusammenfalteten, so daß sie sie nachzogen und darüber strauchelten. Der Hahn erhob von Zeit zu Zeit sein gekröntes Haupt und sich stolz aufblähend krähte er, daß man es weit und breit vernahm, als wolle er damit seinem Herrn Kunden heranziehen. Die Katze, die

erste Erfinderin des Comforts, hatte sich weislich in einem Winkel des Hauses zusammengekauert, der von der Sonne beschienen und vor'm Winde geschützt war, und schielte in ihrem katzenartigen Halbschlummer durch ihre zwinkernden Augenlider mit listigen Blicken auf die Sperlinge, die wie Arme zur Tafel des Reichen kamen, um sich die Brosamen von der Tafel der Hennen zu holen. Die Sonne verbreitete Fröhlichkeit und die Stille Frieden in der Seele, der herrliche Himmel verstärkte diese Erhebung und die ganze Natur athmete ein solches Wohlbefinden, daß man aus dem Innersten des Herzens ausrufen mußte: „Mein Gott! Wie schön ist das Leben, wenn man es Dir, seinem Anfang und Ende, anheimstellt!"

„Geht, Gevatter," sagte der Genosse des Wirthes, „beklagt Euch nicht, Ihr seid ein Kleinmüthiger, immer voll Klagen. Nehmt Euch an mir ein Beispiel, ungeachtet meiner Armuth. Wenn ich mich zu Bett lege, nehme ich den Hut ab, lege ihn auf eine Seite und sage: da liegen die Schulden, — ziehe die Jacke aus, lege sie auf die andere Seite und spreche: da mögen die Schmerzen bleiben, bekreuzige mich und schlafe wie ein Patriarch, denn wer schliefe nicht gut ohne Schulden und Schmerzen? Und Ihr, dem nichts fehlt als die Krätze, um Euch zu kratzen, seid immer griesgrämig. Ei! Zum Barrabas!"

„Was wollt Ihr? Diesen Schmerz im Beine habe ich heute zum erstenmal als Zugabe zur Pastete genossen. An alten Häusern ist stets was zu flicken. Und wenn es nichts wäre als das!"

„Was quält Euch denn sonst noch, Gevatter?"

„Wer nur ein Auge hat, ist allezeit bange dafür. Wißt Ihr vielleicht nicht, daß Recrutenaushebung ist, daß sie die

jungen Leute einberufen haben und daß mein José das Loos ziehen muß?"

„Wie sollte es auch anders sein. An diesem Knochen müssen wir Alle nagen! Kaum zog mein Juan den Soldatenkittel aus, so wurde mein Manuel Soldat, und ich ertrug es mit Geduld. — Laßt ihn gehen, Gevatter, das wird ihn aufmuntern, wenn Ihr ihn so immer unter den Ziegen stecken laßt, wird der Junge zum halben Thier. Ich war Soldat und ich sage Euch, daß es mich nicht reut, denn dadurch ward ich erst ein ganzer Mann. Ich war Officiersdiener und hatte einen Herrn, von dem ich nicht weiß, ob er mehr tapfer oder gut war. Ich liebte ihn, als wenn er mein jüngerer Bruder gewesen wäre. Ich hätte tausend Leben für ihn gegeben. Es läßt sich das gar nicht sagen. Seht Ihr die Narbe auf der Stirn? Die verdanke ich einem Franzosen in der Schlacht von Medellin, weil ich mich vor meinen Lieutenant stellte, den er niederhauen wollte. Dafür ward er niedergehauen. Er ließ mir aber diese Schmarre zum Andenken. Euer Sohn muß aufgemuntert werden, Gevatter; er ist ganz zusammengeronnen und zu gar nichts zu gebrauchen."

„Herr, er ist ein Unglücklicher. Er hat nicht den Verstand seines ältern Bruders; aber er hat ein Blut wie Milch, Gevatter. Er fühlt tiefer, als er's ausdrücken kann."

„Dann ist er ja wie die Esel, die behalten auch Alles bei sich. Wenn Ihr ihn aber nicht ziehen lassen wollt, so nehmt einen Stellvertreter."

„Woher soll ich denn das Geld nehmen, Mensch?"

„Woher Ihr es nehmen sollt? Von dort, wo Ihr es aufgehoben habt, Gevatter. Denn Ihr müßt Euere Groschen bei einander haben; Eure Ziegen verzinsen sich gehörig und

das Geschäftchen bringt was Hübsches ein. Ihr mögt es noch so sehr leugnen, aber Ihr seid dürrer als ein Sandhaufen, verschwenderisch nur in der Trägheit und schenkt nichts als einen guten Tag."

„Ihr steckt immer voll Spott und wißt keinen Rath. Da ist nichts zu scherzen, Gevatter. Was soll ich thun, heiligste Maria, was soll ich thun?"

„Luft schöpfen, damit Ihr nicht erstickt."

„Ich werde ganz allein sein!"

„Da thätet Ihr unrecht, Gevatter; verkauft Euer Wirthshaus und zieht in's Dorf."

„Das kann nicht sein, Gevatter. Hier habe ich gelebt, ich bin fertig und passe sonst nirgends mehr hin, hier will ich bleiben, bis ich dieses Leben mit einem andern vertausche."

Der Jüngling, der bis jetzt dem Gespräche der beiden Gevatter zugehört hatte, stand langsam auf und streckte sich mit einem Uff.

„Sohn," sagte zu ihm Tio Bernardo, der Gevatter des Wirthes:

„Wer sich setzend Ach schreit,
Und beim Aufstehn Au ruft,
Den zum Schwiegersohn nicht
Meine Mutter aussucht."

„Ich bin schon zwei Meilen gegangen," erwiederte der Junge.

„Eine schöne Handvoll sind drei Fliegen," versetzte Tio Bernardo. „Aber laßt uns einmal sehen: Wer befiehlt Dir denn, sie zu gehen? Ist nicht Dein Geschäft das des Bartscherers? Warum spielst Du den Jäger? Warum kümmerst Du Dich um Dinge, die Dich nichts angehen? Beim Barrabas! Du willst für etwas Besseres gelten als Du bist, Du

bist Einer von Jenen, die nicht mit dem Platze zufrieden sind, den Gott ihnen angewiesen hat. Und Diese, mein Sohn, wandeln in der Welt nicht auf gradem Wege."

„Tio Bernardo," sagte der Jüngling, indem er dem Alten einen wilden Blick zuwarf, „Ihr habt eine freie und sehr scharfe Zunge. Aber geht mit Gott, Euch schützen Eure grauen Haare."

So sprechend entfernte er sich.

„Geh', geh', Juan Luis Scheermesser," rief ihm Tio Bernardo nach, „die übergroße Eitelkeit erstickt Dich. Und komme mir nicht damit, daß Du Dich mir gegenüber in die Brust wirfst oder mir drohst; denn mich schreckst weder Du noch zwanzig Affen wie Du. Ich habe graue Haare, aber die nützen mir nicht bei Einem, der wie Du weder Treue noch Glauben hat. Aber Du weißt mir gegenüber schon von früherher, daß Du mich nicht überkrähen kannst."

Obwohl der sogenannte Juan Luis Scheermesser bei der Reinheit der Atmosphäre kein Wort des rauhen Nachrufes verlieren konnte, den der Alte ihm nachsandte, setzte er doch seinen Weg pfeifend und ohne das Gesicht umzuwenden fort.

„Caramba, Gevatter, was für eine Predigt habt Ihr dem Bartkratzer gehalten! Es ist, als wenn Ihr sie für ihn aufgespart hättet," sagte der Wirth.

„Und so ist es, Gevatter," antwortete Tio Bernardo, „denn Ihr müßt wissen, daß ein ärgerer Schelm als der in den Gassen von Jerez nicht gefunden wird. Nicht Alle kennen ihn wie ich; aber ich habe ihn ausgekostet wie eine Melone — und er weiß es seit einem gewissen Vorfalle."

„Und warum ließt Ihr Euch mit diesem wüsten Raufbold ein? Seht zu, daß es Euch nicht theuer zu stehen

komme un habt ein scharfes Auge auf ihn, ich danke ihm schon, wenn er von Weitem vorübergeht."

„Gevatter, ich fürchte ihn nicht; es ist wohl wahr, daß er mich nicht ausstehen kann. Aber seine Haut schützt die meine."

Der Vorfall, auf welchen der ehrliche Alte anspielte und dessen Mittheilung nie über seine Lippen kam, war, daß er eines Nachts, als er einen abgelegenen Weg ging, Juan Luis in einem Versteck, auf Rache lauernd, fand. Der Onkel Bernardo, welcher in seiner Hand ein Messer blinken sah, schlug ihn mit seinem Schäferstab so heftig auf den Arm, daß ihm die Mordwaffe aus der Hand entglitt. Der gute Alte hob sie auf, trotzdem, daß der Barbier es zu verhindern suchte.

„Höre, Juan Luis," sagte er, „ich will Dich nicht verderben; wenn Du Dich mir dafür dankbar zeigen willst, so werde ein rechtschaffener Mensch."

Seitdem hatte der Barbiergeselle statt des Gefühls der Dankbarkeit einen bittern Haß gegen ihn gefaßt. Wenn die schlechten und hochmüthigen Naturen sich gegen jede Ueberlegenheit auflehnen, so thun sie es mit verdoppelter Erbitterung und Abneigung gegen die der Tugend, da sie ihnen die verhaßteste ist.

Juan Luis ging tiefer in's Gebirge; wo er bald mit José Camas und seinen Ziegen zusammentraf.

Er näherte sich ihm, um ihn wie gewöhnlich um Milch zu bitten; und während José, welcher sich in seiner Einsamkeit sehr mit den Dingen, die er ihm als Bezahlung für die Milch erzählte, unterhielt, sich beeilte, eine seiner Ziegen zu melken, sagte dieser: „Also Du mußt loosen, José?"

Der lebhafteste Schrecken malte sich in den Zügen des armen Idioten, als er ihm fast weinend erwiederte: „Sieh

nur, mein Vater will mich nicht loskaufen. Was will er denn mit seinem Gelde anfangen?"

„Wie, Dein Vater hat also Geld?" fragte Juan Luis.

„Ei freilich, wohl an hundert Unzen oder noch mehr; Alles, was er sich verdient, macht er zu Gold. Und als der Vater meiner Mutter starb, ließ er sich seinen Hausantheil in Goldmünzen auszahlen."

„Aber wo hat er es aufbewahrt?" fragte der Andere wieder.

„Mein Vater denkt, ich wisse es nicht, da er mich für sehr dumm hält," antwortete José lachend, „aber ich weiß es; und weiß es sehr genau! Eines Nachts, als er allein war, machte er ein Loch in die Mauer nahe am Boden, unter dem Kopfende seines Bettes; da hinein legte er es und deckte gleich darauf das Loch mit Ziegeln und Mörtel ganz zu und übertünchte es mit Kalk, so kann nur ein Hexenmeister den Versteck ausfindig machen; aber da er mich nicht loskaufen will, werde ich die Füße in die Hand nehmen, und eher sollen meine Schuhe zerreißen, als daß ich mich fangen lasse."

„Thu' das nicht, José," sagte ihm sein Gefährte; „wohin würdest Du als Flüchtling kommen, wo Dich nicht die andern Burschen träfen? Wenn sie Dich bekommen, stecken sie Dich in den Käfig, und zwingen Dich dann, die Flinte zu nehmen. Sieh', auch ich muß loosen; und wenn ich Soldat werden muß, gehe ich mit den Uebrigen. Anders zu handeln, hieße nur gegen den Stachel lecken. Später, wenn sich eine passende Gelegenheit dazu bietet, werden wir mit mehr Sicherheit desertiren."

Die Miene des Ziegenhirten hellte sich auf, als er hörte, daß Juan Luis dasselbe Loos mit ihm theilen sollte.

„Und wirst Du mich mitnehmen, wenn Du fliehst?" fragte er.

„Ja," antwortete der Barbiergeselle, „immerhin, wenn Du versprichst zu schweigen wie ein Stock; willst Du das thun?"

„Bei der Seele meiner Mutter!" betheuerte der Ziegenhirt.

Kurze Zeit nach dem erwähnten Gespräche fand die Losung statt; und sowohl den Barbier als den Sohn des Wirths hatte das Loos getroffen, Soldat zu werden, und sie wurden nach Sevilla gebracht. Wie vorauszusehen war, gerieth José in vollkommene Abhängigkeit von Juan Luis, welcher aus ihm eine Art Diener für sich machte. Nachdem sie einige Monate im Regimente gedient hatten, beschloß der Barbier seinen klug ersonnenen Desertionsplan auszuführen und theilte ihn erst am Tage vorher seinem Gefährten mit.

Sie flohen also auf der Heerstraße in der Richtung gegen Jerez, die sie aber vor diesem Orte verließen, um in die Sierra von Algar einzudringen. Beim Sonnenuntergang waren sie erschöpft und Juan Luis schickte seinen getreuen José zu einigen Hirten, welche dieser kannte, um von ihnen Brod zu verlangen, was er auch ohne Weiteres that.

Dann sagte er ihm, er möge, wenn es Nacht würde und man sicher sei, Niemand auf dem Wege zu begegnen, zu seinem Vater gehen, und ihn um einige Unterstützung bitten, damit sie Gibraltar erreichen könnten, wo ihnen Arbeit und Sicherheit nicht fehlen würde. Als aber die Stunde herankam, war er der Meinung, daß es besser wäre, wenn er selbst ginge, um ihm den ersten Zornesausbruch seines Vaters zu ersparen, da er im Stande zu sein glaube, ihn von der Verpflichtung und Nothwendigkeit, seinem Sohne beistehen zu müssen, überreden zu können. Als die Nacht eingebrochen war, machte sich Juan Luis auf den Weg; aber gleich darauf kehrte er noch einmal zurück, um José zu bitten, ihm sein

Messer mitzugeben für den Fall, daß ihn der böse Hund seines Vaters angreifen sollte, und ein Tuch, das er sich um den Kopf binden wollte; beides wurde ihm augenblicklich von José gegeben.

Nach Verlauf einer Stunde kam Juan Luis zurück. Wäre der arme Ziegenhirt nicht so einfältig gewesen, so hätte ihm eine Veränderung in der Stimme des Juan Luis auffallen müssen, als dieser ihn versicherte, daß er seinen Vater unerbittlich gefunden habe; daß er nur José's Hirtenanzug von ihm habe erlangen können, welchen er mit sich brachte, damit dieser ihn anzöge und sich im Gebirge verberge, da sie verfolgt würden; daß es zu größerer Sicherheit nöthig sei, daß sie sich trennten, und daß er nach Portugal gehen wolle, wo er hoffen dürfe, verborgen zu bleiben.

Der Tag brach hinter den Bergen von Ronda an, frisch, rosig und duftig wie eine aufbrechende Rosenknospe. Die Natur sang mit den Kehlen ihrer Vögel, die Heerde blökte; die Pferde, welche zum Dreschen gekommen waren, vermengten den metallischen Klang ihrer Schellen mit den übrigen Harmonien, und der Bauer bezeichnete sich mit dem Kreuze, ehe er zu der mühsamen Arbeit der Ernte schritt, welche er trotzdem instinktmäßig liebt, da sie das Einsammeln des großen Geschenkes Gottes, des Getreides ist, des Getreides, welches der Christ so verehrt, denn es ist die heilige Nahrung, um welche Gott ihn bitten lehrte.

Tio Bernardo schritt wie immer mit festen Schritten und leichtem Herzen bis zu dem Walde, der unter seiner Aufsicht stand; er näherte sich dem Gasthause seines Gevatters und erstaunte, als er die Thür offen fand.

„Ei sieh!" dachte er, „der Gevatter ist heute frühzeitig auf! das freut mich, denn es ist ein Zeichen, daß es ihm heute gut geht."

Er trat in das erste Zimmer, sah aber Niemand darin.

„Gevatter!“ rief er mit lauter Stimme, aber Niemand antwortete ihm. Nur der Hund des Wirths heulte kläglich.

Der Tio Bernardo gehörte zu einer in Spanien sehr gewöhnlichen Classe Männer, deren Gleichmuth so fest ist, daß weder Furcht noch Aufregung ihn zu erschüttern vermögen; sie erhalten ihre Eindrücke klar und bestimmt durch die Vernunft und nicht durch eine wirre Verschmelzung von Empfindungen, welche die Ereignisse anticipiren und sie vergrößern. Dessen ungeachtet machten die Einsamkeit, das verlassene Aussehen, die düstere, nur durch das klägliche Geheul des Hundes unterbrochene Stille, welche im ganzen Hause herrschte, auch auf ihn einen tiefen Eindruck. Er blieb einen Augenblick stehen, blickte um sich; „Jesus Maria!“ rief er bestürzt aus, da er ein blutiges Messer am Boden liegen sah. Er eilte auf das Schlafzimmer los, stieß mit Heftigkeit die Thür auf und hatte sie kaum geöffnet, als er einen Schritt zurückprallte.

Das Bett war in Unordnung, seine ärmliche, auf den Boden geworfene Matratze bedeckte einen Körper, aber nicht vollständig, so daß sich eine starre Hand, die in einer Blutlache lag, zeigte; an ihrer Seite saß der Hund, welcher beim Eintritt des Freundes seines Herrn noch trostloser zu heulen begann. Die Bretter und Schrägen des Bettes waren mit Gewalt aus ihrem Platze weggerissen und am Boden sah man einen kleinen Hebebaum liegen, mit dessen Hilfe eine Grube in der Mauer nahe am Boden geöffnet war; dort war eine dunkle leere Höhlung, und in dem Schutte nah dabei sah man Spuren von Blut. Alles dies sah und beobachtete Tio Bernardo mit einem einzigen Blick.

„Beraubt!“ murmelte er vor sich hin, „sein Geld hat

ihn um's Leben gebracht!" Sich dann der Matratze nähernd, hob er sie an einer Seite auf. Der unglückliche Wirth lag unter derselben auf dem Rücken; in dem Kampfe, welcher seinem Tode vorangegangen sein mußte, war sein Hemd zerrissen, und zeigte so eine ungeheure Wunde, welche quer über seinen Bauch lief. Da das Blut versiegt war, welches aus derselben geflossen, so sah man die Ränder der Wunde, breit und weiß, auseinanderklaffen, wie um die zerstörten Eingeweide des Opfers zwischendurch sehen zu lassen; wie es dalag, mit den weit aufgerissenen Augen, dem offenen Munde, als hätte es noch einen letzten Hilfeschrei ausstoßen wollen, bot es das entsetzlichste Bild dar, welches der gewaltthätige Tod und das geheimnißvolle Verbrechen darstellen können.

„Todt!" murmelte Tio Bernardo, „Gott sei ihm gnädig!" setzte er hinzu, mit der Matratze wieder den fürchterlichen Anblick bedeckend, über welchen einige Stunden später ein junger Schreiber, welcher den Richter zu dem Schauplatz des Verbrechens begleitete, ohnmächtig ward.

Der Tio Bernardo ging fort, schlang einen Strick um den Hund, welchen er mit sich nahm, verschloß die Thür des Hauses so gut er konnte, und wandte sich nach Jerez, um das Gericht in Kenntniß zu setzen.

Aus dem summarischen Zeugenverhör ward Folgendes festgestellt:

Daß der Wirth eine schöne Summe Geldes besessen haben mußte, was durch die Streitigkeiten, welche der Vater mit seinem Sohne José über Zahlung eines Stellvertreters für denselben gehabt hatte, bestätigt wurde; der Bursche hatte Allen, mit welchen er sprach, versichert, daß sein Vater Geld in Ueberfluß habe, um ihn loszukaufen, während es der Erstere leugnete.

Daß der Versteck, in welchem er dieses Geld verwahrte, offenbar jene leere Höhlung gewesen, welche in dieser Nacht in der Mauer aufgebrochen worden war; und daß Niemand etwas von diesem geheimnißvollen Platz wissen konnte, als sein Sohn.

Daß das mit Blut gefärbte Messer, welches man im ersten Zimmer gefunden hatte, und mit dem unzweifelhaft der Mord begangen worden war, José angehörte, wie es der Waffenschmied bezeugte, der es ihm beim Ausmarsch verkauft hatte.

Daß nach einem von Sevilla ausgeschickten Requisitionsschreiben José am Vorabend jener unglücklichen Nacht, in der das Verbrechen begangen worden war, von seinem Regimente desertirt war.

Daß den Abend vorher bei Sonnenuntergang der Deserteur in der Nähe herumgeirrt war, wie einige Hirten aussagten, die er um Brod und Wasser gebeten hatte, da er den ganzen Tag noch keinen Bissen gekostet hatte.

Daß, als sie der Fährte des Verbrechers nachspürten, sie zwischen einigen Sträuchen ein blutiges Tuch fanden, das, als man es dem Weibe, welches die Wäsche des Vaters und Sohnes besorgte, zeigte, von ihm für ein dem José gehörendes anerkannt wurde.

Daß außer dem Gelde das Einzige, was in dem Hause des Wirthes fehlte, der Rock aus Schaffell und die ziegenledernen Beinkleider waren, welche José als Hirt trug und noch einige andere Kleidungsstücke desselben.

Durch alles Dies gelangte das Gericht zur Ueberzeugung, daß José der Vatermörder war, und das Volk fluchte dem unnatürlichen Sohn und mied voll Abscheu die einsame Schenke, den Schauplatz des entsetzlichsten Verbrechens, die,

nachdem man ein schwarzes Kreuz auf die Thüre gemacht hatte, verlassen blieb, still und leer wie das furchtbare Schaffot, nachdem es seine Dienste geleistet hat. Das Dach sank ein, der Olivenbaum vertrocknete und die Einzäunung verfiel, als wenn der schreckliche Samum darüber geweht hätte.

In stürmischen Nächten, wenn der Wind heulte und aus Sympathie unheimliche Orte aufsuchte, drang er in das leere Gebäude ein, um darin zu stöhnen, und das Geräusch irgend einer Thür, welche er mit Heftigkeit zuschlug, machte den Hüter oder Hirten erbeben, welcher in der Nachbarschaft herumstreifte.

Aber der Mörder war nirgends zu finden.

Einige Zeit nach der Verübung dieses in der einsamen Schenke begangenen Verbrechens kam zu einem am Ostabhange der Sierra de Ronda gelegenen Pachthofe, nicht weit von Coin, ein als Hirt gekleideter Mann, krank und erschöpft. Von Mitleid ergriffen, standen ihm die Arbeiter und der Pächter bei, so viel sie konnten, und als sie ihn fragten, wer er sei und wie er in diesen Zustand gerathen wäre, antwortete er ihnen, daß er seines Standes ein Ziegenhirt sei, daß er hätte müssen Soldat werden und desertirt sei, da er es nur auf den Bergen und in der freien Luft aushalten könne. Zufälligerweise brauchte der Herr des Pachthofes eben einen Ziegenhirten; so daß, als er wieder hergestellt war, seiner Obhut eine Heerde Ziegen anvertraut wurde, mit welcher er sich in's Gebirge begab, wo er verborgen und unbekannt blieb, ruhig fortvegetirend wie die Korkbäume, Buchen und wilden Olivenbäume, seine Gesellschafter.

Zur selben Zeit segelte von Gibraltar aus ein Schiff mit der Bestimmung nach Lima ab. Auf dem Verdeck sah man einen jungen Mann hin- und herspazieren, im eleganten

Reiseanzuge, Jacke von Nanking, mit Beinkleidern von demselben Stoffe und einem breitkrämpfigen Hute, den ein schwarzes Band zierte, dessen Enden über den Rücken flatterten. Dieser junge Mann, von lebhaftem und insolentem Aeußern, nannte sich Don Victor Guerra und ging, wie man sich zuflüsterte, denn von ihm selbst wußte man es nicht, nach Lima, um das ihm hinterlassene Erbtheil eines Verwandten zu beheben, deswegen behandelten ihn die übrigen Passagiere, den Capitän nicht ausgenommen, mit Auszeichnung. Sie waren weit entfernt davon zu ahnen, daß Jener, den sie wegen seines Hochmuthes, womit er sich ein Ansehen gab, voll Höflichkeit an das obere Ende der Tafel setzten, ein Barbiergeselle, ein Deserteur, ein Dieb und ein elender Mörder sei. Denn dieser arrogante Reisende war Juan Luis, der Mörder des unglücklichen Wirths, der mit falschen, von einem Juden in Gibraltar verfertigten Documenten versehen und gut ausstaffirt durch die geraubten Unzen nach Amerika ging, um sein Glück zu versuchen, den Eingebungen seines ungemessenen Ehrgeizes und ungeheuren Stolzes folgend.

Als er in Lima anlangte, versuchte er Verschiedenes, um sein Glück zu machen; aber nichts gelang ihm, da es ihm an Kenntnissen und Ausdauer mangelte, nur im Spiele hatte er Glück, wie dies bei den Schurken gewöhnlich ist. Trotzdem reichte dies nicht hin, um seine hohen Anforderungen zu befriedigen, noch um den Aufwand, mit dem er lebte, zu bestreiten, seine Hilfsquellen verminderten sich und die Aussichten der Zukunft waren nicht glänzend. So geschah es, daß er sich mit der ihm natürlichen Kühnheit für das Waffenhandwerk entschied; denn da er tapfer und von dem Verlangen zu glänzen und eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft einzunehmen, angespornt war, fühlte er, daß es auf

seiner gefahrvollen Laufbahn, um sein Ziel zu erreichen, weder ein schwieriges Unternehmen gäbe, das er nicht bereit wäre durchzuführen, noch eine Heuchelei, deren er nicht fähig wäre, ohne sich zu verrathen oder einen Fehltritt zu begehen. Damals wüthete in Lima der Krieg, welchem die Schlacht bei Ayacucho ein Ende setzte.

Ayacucho, was in der Sprache der Indianer Feld der Todten heißt, war der Ort, wo zu Zeiten Karl's III. der Indianer Tupac-Amaro die Fahne der Rebellion gegen das Mutterland aufpflanzte; sie wurde durch die Loyalität und Tapferkeit des Generals Don José Lavalle unterdrückt, und in diesem selben Ayacucho, dem Felde der Todten, war es, daß im Jahre 1824 die spanische Herrschaft in diesem Theile von Amerika unvermuthet und unglücklich endete.

Der falsche Don Victor stellte sich mit seiner gewohnten Frechheit dem General vor, welcher sich beeilte, den gut aussehenden jungen Mann in seine Reihen aufzunehmen, wo er bald vom Cadet zum Fähndrich avancirte, und sich bei allen Gelegenheiten durch Muth, Thätigkeit und Intelligenz auszeichnete. Er wußte sich bei allen Officieren einzuschmeicheln, welche auf freundschaftlichem Fuße mit ihm standen, und besonders sich mit dem Obersten seines Regimentes gut zu stellen, einem Manne von großem Verdienst und Auszeichnung, der sich in Lima mit einer reichen Frau vermählt hatte, und eine liebenswürdige Familie, bestehend aus einer Tochter und zwei Knaben, besaß. Diese wurden von dem Caplan des Regiments unterrichtet, welcher das Vertrauen und die Freundschaft des Obersten genoß, weil er mit den Tugenden des Priesters und dem sanftesten, friedfertigsten Charakter die vortrefflichsten Eigenschaften des Menschen und ein seltenes Wissen vereinigte.

Seit einiger Zeit war Don Gaspar Camas, welchen Alle den Pater Caplan nannten, in eine tiefe Niedergeschlagenheit verfallen, deren Ursache man wußte, aber über welche Alle schwiegen, als wenn sie mit instinktmäßigem Wohlwollen hofften, daß auf die Stille das Vergessen folgen sollte. In kurzen Zwischenräumen hatte der Caplan eine nach der andern die traurigen Nachrichten von der Desertion seines Bruders aus dem Dienst des Königs, von der Ermordung seines Vaters, und von dem Tode des Rectors des Dominicanerordens, seines Onkels und Taufpathens, der ihn erzogen hatte, und dem er Alles verdankte, erhalten. Tief erschüttert von diesen Unglücksfällen hatte der Pater Caplan nach Europa zurückkehren wollen, um sich in die Einsamkeit zurückzuziehen; aber die Bitten des Obersten und seiner Frau, wie die väterliche Liebe, welche er für die Kinder hegte, hielten ihn zurück.

Manchmal spottet das Schicksal der Gerechtigkeit auf unverschämte Weise; und die Gerechtigkeit gibt sich besiegt, da ihr Reich nicht von dieser Welt ist. So bestätigte es sich auch in der Geschichte, die wir erzählen. Es war nicht allein die Tapferkeit, welche Don Victor Guerra täglich neue Lorbeeren einbrachte, denn es gab im Regimente Viele, die eben so tapfer waren wie er, sondern es war auch das Glück, welches nicht aufhörte, ihm Gelegenheiten sich auszuzeichnen zu verschaffen, während es sie Andern verweigerte. Das Glück war es, welches ihn sein Geld auf die Karte setzen ließ, welche gewinnen sollte; es lenkte die Kugeln der Feinde von der Brust seines Schützlings ab; es inspirirte und stützte ihn; es feuerte seinen mächtigsten Bundesgenossen, die Kühnheit, an; und war endlich der Hebel, welcher seine Carriere beförderte.

Es ist keine neue Wahrheit — deren gibt es wenige, —

daß der Erfolg den Personen Ansehen und den Unternehmungen Verdienst gibt.

Wie Viele galten für einfältig, ohne es zu sein! Wie Viele für verständig, ohne es zu verdienen, nur weil es dem Glück gefiel, der Gerechtigkeit zu spotten, wie wir es eben gesehen! Und wie gescheidt sprach nicht auch jener Hans Altklug, als er seinem Verwandten Glück und nicht Wissen wünschte. Auf die Meinung der Menschen hat der Erfolg einen so mächtigen Einfluß, daß der, welcher reussirt, unbedingt und albern gelobt, bewundert und gefeiert wird; wie der, welcher nicht reussirt, auf die Seite geschoben und verachtet wird; unterdessen lacht das Glück über das einfältige Menschengeschlecht und die Gerechtigkeit beweint ihre Unmacht über die alberne Menge.

Mehrere Jahre vergingen, in welchen der angebliche Don Victor es vom Cadetten zum Major brachte. Der neue Major blendete durch seinen Luxus, seinen Aplomb und seine Tapferkeit. Glaubte der Mörder, daß sein Ansehen in der Welt seinem unbestraften Verbrechen Amnestie ertheile? Wähnte er, daß die neue Stellung, welche er sich geschaffen, mit ihrem Glanz die dunkle, blutige Grube decke, aus welcher er sich sein Vermögen stahl? Glaubte er vielleicht, daß mit der Namensveränderung er wie der Phönix neu entstanden und daß mit dem Namen des Verbrechers sein Verbrechen ausgelöscht wäre? Hatte er ein Gewissen? Machte er sich Vorwürfe? Hegte er vielleicht die unbestimmte Angst, daß das verborgenste Verbrechen entdeckt werden könnte? — Wir können es nicht sagen; denn das sind Geheimnisse der Verworfenheit, die nur diese kennt.

Was wir aber glauben, ist, daß es Menschen gibt, in welchen das Gewissen ruhig schlummert, wenn es nicht durch

die Angst geweckt wird; wenn diese, durch die Sicherheit, die That vor der menschlichen Strafe verborgen zu wissen, und durch die Furchtlosigkeit vor der göttlichen Gerechtigkeit, welche aus dem Mangel an Glauben und Religion entsteht, fehlt, verkümmert das Gewissen, schlummert ein, und stumpft sich ab. Aber es gibt Augenblicke, wo Gott durch seine göttliche Barmherzigkeit es aufrüttelt, erweckt und kräftgt. Einer dieser Augenblicke ist der — des Todes! Und dieser Augenblick schien für Don Victor Guerra gekommen zu sein, als man ihn auf einer Tragbahre von dem Schlachtfelde der Ebenen von Junin nach seiner Wohnung trug, die Brust von einee feindlichen Kugel durchbohrt.

Nachdem der erste Verband angelegt worden war, befahl der Chirurg nach dem Caplan zu schicken, damit er dem Sterbenden die letzte Seelenstärkung reiche.

Dieser säumte nicht, alsbald zu erscheinen, und die Freunde und übrigen Officiere traten in das Nebenzimmer, um den Geistlichen mit dem Sterbenden allein zu lassen.

Eine halbe Stunde später trat der Caplan heraus. Sein Antlitz war auf eine entsetzliche Art verstört; er war todtenbleich und seine Anstrengungen reichten nicht hin, ein Zittern zu unterdrücken, so daß seine Zähne an dem Glase mit Wasser, das man ihm eiligst darbot, zusammenklapperten.

„Es ist nichts, es ist nichts; ein Schwindel," antwortete der Pater auf die Fragen, die man an ihn stellte. — „In diesem Zimmer ist die Luft erstickend, und ich fühlte mich schon, bevor ich kam, unwohl. Es hat nichts zu bedeuten, meine Herren, in der frischen Luft wird es vorübergehen. Eilt, dem Kranken beizustehn, der eine Erleichterung zu verspüren scheint."

Wirklich fanden sie den Verwundeten in einen wohlthätigen

Schlaf versenkt. Was hatte diesen sonst so ruhigen Priester in einen solchen Zustand versetzt?

Der Leser, welcher das Vorleben des Sterbenden kennt, wird es errathen haben. Er hatte im Namen Gottes, dessen Diener er war, den reuigen Mörder seines Vaters absolvirt!

Der Pater Caplan ging fort, und wandte seine wankenden Schritte nach der Kirche; dort sank er auf die Knie und verharrte mehrere Stunden in dieser Stellung. Und als er aus der Kirche trat, war seine Stirn heiter, sein Blick ruhig und sein Mund lächelnd, wie immer.

Im Gebete zu Gott hatte die heilige Pflicht über die stürmischen menschlichen Gefühle, das Amt über die Persönlichkeit, der Priester über den Menschen den Sieg davongetragen. Die Ruhe war in seine Seele zurückgekehrt; aber der Körper erlag der Aufregung. Als er in sein Haus zurückkam, befiel ihn eine Gehirnentzündung, welche ihm alles Bewußtsein raubte; seine heroische Anstrengung hatte ihn entkräftet.

Man hält den oft wiederholten Satz, daß Unglücksfälle und irdische Uebel Gnaden Gottes zu sein pflegen, für moralisches Geschwätz, mystische Abstraction und religiöse Schwärmerei; aber es ist eine Wahrheit, die wir täglich bestätigt finden; doch trotzdem wird sie von den philosophischen Denkern den albernen Fabeln vergangener Zeiten beigezählt.

Das Unglück, welches D. Victor Guerra an den Rand des Grabes gebracht hatte, war der Schlag gewesen, mit welchem Gott sein eingeschlafenes Gewissen wieder weckte. Wenn er gestorben wäre, seine Seele in Thränen der Reue aufgelöst und durch die Buße gereinigt, so wäre er gerettet gewesen. Hätten, am Leben geblieben, ihn andere Unglücksfälle getroffen, so würde er vielleicht auf dem Wege der Buße

ausgeharrt haben. Aber es kam nicht so! Kaum schritt er der Genesung zu, als ein Chorus von Lobreden über seine neue Heldenthat seiner Eitelkeit schmeichelte, und Aussicht auf Beförderung seinem unersättlichen Ehrgeiz entgegenlächelte. Die drei Galonen des Obersten glänzten in seiner Zukunft wie der höchste und leuchtendste Punkt. Noch krank, dachte der Verblendete nur an irdischen Ruhm. Das Gewissen, die Vorwürfe, die heiligen Vorsätze waren vergessen; die guten Engel verhüllten sich ihr Antlitz und flohen von seinem Bette!

Einige Zeit nachher kehrte sein Oberst, der nun General war, mit seiner ganzen Familie nach Spanien zurück, und beredete Don Victor Guerra, der schon Oberst geworden, ihn zu begleiten. Dieser, welcher seine sehnlichsten Wünsche erfüllt sah, faßte den Vorsatz, seinem Glück die Krone aufzusetzen, indem er eine Verbindung mit der Tochter des Generals zu erreichen suchte, welche mit einer großen Schönheit eine ausgezeichnete Erziehung verband, uud die nicht minder eifrig begehrten Vortheile besaß, von väterlicher Seite einem sehr vornehmen Geschlecht anzugehören, und mütterlicherseits Erbin eines großen Vermögens zu sein.

Der Ehrgeizige hielt die Vergangenheit für vergessen und unerforschlich, und betäubte sich mit beruhigenden Vorstellungen. Seit seiner Abreise aus Spanien, sagte er sich, waren zehn Jahre vergangen; es war unmöglich, daß Jemand in dem angesehenen Obersten Don Victor Guerra den Juan Luis, spottweise mit dem Spitznamen Scheermesser benannt, den Barbiergesellen einer Vorstadt von Jerez, wiedererkennen sollte. Was den Tod eines armen unbedeutenden Wesens, wie den des Wirths anbelangte, so war dies ein Ereigniß, dessen sich Niemand nach so vielen Jahren erinnern würde.

Der General wünschte auch den Caplan mit sich zu nehmen, der nur auf seine Bitten in Amerika geblieben war; dieser aber suchte, da er wußte, daß der Oberst sie begleiten würde, einen plausibeln Vorwand, um zurückzubleiben und sich von seinen Freunden auf eine Weile zu trennen.

Die Reisenden langten glücklich in Bordeaux an, welches der Bestimmungsort des Schiffes, an dessen Bord sie sich befanden, war. Von da wandten sie sich nach Marseille, und von diesem Punkte nach Malaga, der Geburtsstätte des Generals.

Erst nachdem sie in dieser Stadt angekommen waren, beschloß der falsche D. Victor Guerra, den General um die Hand seiner Tochter zu bitten, deren Liebe er zu gewinnen gewußt hatte, und die er sich einbildete anzubeten.

Nie hatte dieser herzlose Mensch geliebt, dessen unruhiges und bewegtes Leben, das nur die beiden Zwecke kannte, eine unsichere und ungewisse Zukunft zu erobern und eine fürchterliche und drohende Vergangenheit zu verbergen, ihn nie hatte bemerken lassen, daß aus der Erde duftige Blumen und aus dem Herzen süße Neigungen keimen. Aber jetzt überredete er sich, daß er mit Leidenschaft liebe; und er belog sich nicht ganz. Es gibt Personen, sowohl weiblichen als männlichen Geschlechts, welche in den Gegenständen ihrer Neigung nicht ihre Individualität lieben, sondern die Stellung, den Glanz und die Vortheile, welche sie durch ihre Liebe erlangen, und die daher die Leidenschaft der Eitelkeit mit der Liebe verwechseln. Ueber diesen Gegenstand ist uns ein anderer Vorgang bekannt, den wir vielleicht eines Tages erzählen werden.*)

---

*) Beim Veranstalten dieses Wiederabdrucks befindet sich die erwähnte Erzählung schon niedergeschrieben, ihr Titel ist: die Pharisäerin. Anm. d. Verf.

Der Antrag Guerra's gefiel dem General nicht, trotz der Vorliebe, die er für ihn hatte; denn seine Tochter konnte sicher auf eine glänzendere Verbindung rechnen. Aber ihre Thränen und die Fürsprache der Mutter, welche ihr beistand, siegten endlich über seinen Widerstand.

Der Oberst näherte sich also dem Gipfel seiner Wünsche, es nahte der Moment heran, in welchem ihm nichts vom Glück zu erbitten übrig blieb, das ihm noch mehr geschenkt, als er gewagt hatte zu begehren. Aber je glänzender sich die Gegenwart gestaltete, desto schrecklicher lag hinter ihm die Vergangenheit, denn je mehr er sich von dieser entfernte, und je glanzreicher die erstere sich gestaltete, desto fürchterlicher ward die zweite; und daher die Möglichkeit eines Zusammenstoßes der beiden immer entsetzlicher. Er wandte die Blicke von dieser unbeweglichen Vergangenheit ab; aber darum verschwand sie nicht! Viele Nächte schlief er unter heitern Gedanken an seinen Ruhm, seine Liebe und seine Hoffnungen ein, und jedesmal erweckte ihn eine entsetzliche Angst. Bald hörte er eine Stimme, die ihn bei seinem Namen und bei seinem verhaßten Spitznamen rief, bald sah er José Camas als anklagenden Zeugen des Todes seines Vaters erscheinen; bald den Wirth auf den Knien ihn um sein Leben anflehen; bald in der Todesangst ihn verfluchen; aber mit den ersten Strahlen der Sonne verschwanden diese schwarzen düstern Visionen und das Vertrauen kehrte in seine Seele zurück. Mit der Uniform ward er wieder der hochmüthige und freche D. Victor Guerra, und an der Seite seiner Verlobten sagte er sich: — Unter dem Schatten der Zweige eines so guten Baumes bin ich sicher.

Der General reiste mit seiner Familie nach Madrid, wo sein älterer Bruder wohnte. Der Oberst, welcher in Malaga

wieder stationirt war, mußte daselbst bleiben, da er von seiner Behörde ernannt worden war, einem Kriegsgericht vorzusitzen, welches über einen unter erschwerenden Umständen Desertirten richten sollte, dessen Regiment nach Cuba marschirt war, und welcher erst nach vielen Jahren als Ausreißer entdeckt worden war.

Das Gericht hatte sich an dem bezeichneten Tage versammelt. Sechs Capitäne hörten, einen Halbkreis bildend, gewissenhaft die Anklage an, welche nach den an dem Thatorte des Verbrechens gesammelten Daten der Staatsanwalt vorlas. Sie betraf José Camas, Ziegenhirten von Gewerbe, Deserteur und Vatermörder. Ganz von der hohen Mission, welche ihnen anvertrant war, erfüllt, bemerkten die Capitäne nicht die tiefe Blässe, welche sich wie ein Leichentuch über das Antlitz des Präsidenten verbreitete, als er die Anklage und den Namen des Schuldigen hörte; noch sahen sie ihn unbeweglich und starr mit der Anstrengung eines Athleten die zitternden Bewegungen seiner gedrückten Brust niederkämpfen.

Die Vorlesung ging fort und die Beweise waren furchtbar und unverwerflich.

Da tauchte in dem Präsidenten ein Gedanke, wie ihn die Hölle aus ihrem tiefsten Schlund den Menschen, welche sie schon erobert hat, sendet, hell und deutlich, wie ein Blitz auf, welchen schwarze Wolken aus ihrer Mitte schleudern. Und dieser war: der Tod dieses Blödsinnigen ist der Grabstein, welcher für immer mein Geheimniß begräbt.

Einen Augenblick darnach setzte er im Geist die gemeinsame Maxime, die irgend ein populärer La Rochefoucauld ausgesprochen hat, hinzu: „Soll Einer sterben, so sei es mein Vater, der älter ist als ich."

Die Anklage schloß damit, daß sie auf Todesstrafe an-

trug, die Vertheidigung war schwach, da sie keine Basis fand, auf die sie sich stützen konnte, noch einen Anhaltspunkt an dem Angeklagten, welcher nichts zu seiner Entschuldigung anführte, sondern nur weinte und sein Verbrechen leugnete.

Der Unglückliche ward hereingeführt und auf die Bank der Angeklagten gesetzt.

Der Oberst blickte bestürzt auf die andere Seite.

„Man befrage den Angeklagten," sagte der Präsident mit zwar fester, aber rauher und hohler Stimme.

Die drei jüngern Capitäne blickten mit tiefem Mitleid auf jenen Unglücklichen, welcher in sein Ziegenfell eingehüllt, vertheidigungslos, blöd, niedergeschlagen und weinend wie ein Kind dasaß.

„Sagtet Ihr nicht, daß in der Nacht, als das Verbrechen begangen ward, Ihr nicht allein gewesen seid?" fragte Einer von ihnen.

„Ja, Herr."

„Mit wem wart Ihr denn?"

Den Präsidenten überfiel in diesem Augenblick ein heftiger Hustenanfall.

„Ich kann es nicht sagen," versetzte der Angeklagte.

„Und warum nicht?"

„Weil ich versprochen habe, es zu verschweigen," antwortete der unglückliche Gefangene weinend.

„Und was machtet Ihr mit dem geraubten Gelde?" fragte ein Anderer der Votanten.

„Señor, ich habe ja kein Geld geraubt!"

„Vollständiges Leugnungssystem," sagte ein Anderer; „was für Heuchler es unter diesen Landleuten gibt!"

„Erkennt Ihr dieses Messer?" fragte Einer, dasjenige enthüllend, welches auf dem Tische lag.

„Ich? nein!“ antwortete der Angeklagte, welcher nach zehn Jahren nicht mehr sein Messer erkannte.

„Genug, meine Herren,“ sagte der Präsident, welcher beim Anblicke des Messers sich von Schrecken ergriffen erhoben hatte.

„Man führe den Angeklagten hinweg.“

„Señores! bei der heiligsten Jungfrau Maria, ich bin unschuldig!“ rief der Gefangene aus, seine Hände faltend; „habt Mitleid mit mir; um des Blutes unsers Erlösers willen!“

„Man führe ihn fort!“ schrie der Präsident.

„Señores, ich bin unschuldig, ich bin unschuldig!“ stöhnte der Unglückliche unter Schluchzen, während man ihn fortführte.

„Ich glaube es,“ murmelte von Mitleid bewegt der jüngste der Beisitzenden.

„Und auf was basiren Sie diesen Glauben?“ fragte mit vibrirender Stimme der Präsident.

„Weil beim Anblicke dieses Menschen meine Augen sich mit Thränen füllten,“ versetzte der Capitän.

„Ein schlagender Beweis!“ sagte ironisch einer der andern Capitäne. „Wohnen Sie zum ersten Male einem Kriegsgerichte bei?“

„Nein, Señor,“ versetzte lebhaft der junge Mann; „ich wohnte einem andern bei, in welchem ich mit Abscheu und Widerwillen den Angeklagten schuldig sprach; denn außer meinem Gewissen, verband mich mein Schwur auf das Gesetz dazu. Aber dieses Mal spreche ich ihn selbst in Anbetracht dieses Schwures frei.“

„Es steht bei Ihnen, es zu thun,“ sagte der Präsident; „Sie werden wissen, daß Sie Ihr Votum schriftlich, wenn die Reihe an Sie kommt, abgeben müssen.“

„Sie kommt zuerst an mich,“ antwortete der junge Mann,

sich mit Lebhaftigkeit dem Blatt nähernd und sein lossprechendes Votum darunterschreibend.

Die Uebrigen schrieben nach der Reihe die ihrigen nieder, und als das Blatt in die Hände des Vorsitzenden gelangte, waren die Stimmen gleich getheilt.

Die Jugend, deren schöner Vorzug die Großmuth ist, stimmte für das Leben; die andern drei Abstimmenden für den Tod. Das Votum des Präsidenten sollte entscheiden!*) Dieser schwankte nicht, und die Feder ergreifend, schrieb er: „In Anbetracht der Sache des José Camas ist mein Votum, daß er zur Strafe des Erschießens verurtheilt werde, gemäß dem Gesetz und den königlichen Verordnungen vom 17. Februar 1778 und vom 6. März 1815," und unterzeichnete: Victor Guerra.

Den folgenden Tag reiste der Oberst mit der Post nach Madrid ab; am nächsten ward José Camas erschossen.

Armselige, menschliche Gerechtigkeit, wie unfehlbar glaubst Du Dich in Deinem Arsenal von Gesetzen und Büchern! Ist nicht ein einziges Todesurtheil eines Unschuldigen genug, um dieses schreckliche Recht, zum Tode zu verdammen, zu unterdrücken, da es zu einem so grausamen, wenn auch unfreiwilligen Frevel Anlaß geben kann?

Kurze Zeit nach den erwähnten Vorfällen befand sich der nach Europa zurückgekehrte Pater Caplan in seiner Wohnung zu Jerez eingeschlossen, dem tiefsten Schmerz Preis gegeben. In seinen Händen hielt er ein Zeitungsblatt, welches in

---

*) Die Stimme des Präsidenten zählt für eine Stimme, wenn sie für den Tod ist, und für zwei, wenn sie für das Leben ist. Wie schön erscheint die Gerechtigkeit, wenn ihre Wage sich der Milde zuneigt. Anm. d. Verf.

einem von Malaga datirten Berichte Nachricht von der Hinrichtung eines Vatermörders gab.

„Dieser Unglückliche,“ hieß es in dem Zeitungsblatt, „genannt José Camas, durch unwiderlegbare Beweise überwiesen, gestand nie sein Verbrechen ein. War es aus natürlichem oder verstelltem Blödsinn, er konnte oder wollte nichts zu seiner Entschuldigung vorbringen, was sein entsetzliches Verbrechen vermindert hätte. Er starb mit demüthiger Unterwerfung, hörte aber bis zum letzten Augenblick nicht auf, seine Unschuld zu betheuern.“

Dann folgte das Verzeichniß des Präsidenten und der Votanten, welche das Kriegsgericht gebildet hatten.

„Er! er!“ murmelte Don Gaspar mit Entsetzen vor sich hin, „er konnte den Unglücklichen verurtheilen, von dessen Unschuld er überzeugt war. Armer, noch grausamer als sein Vater gemordeter Bruder! Armes Geschöpf, das sich dem wilden Thiere wehrlos preisgab, das ihn zerriß!“

Der Caplan hatte das Haupt mit seinen Händen verhüllt, und ein tiefer, schwerer Seufzer entrang sich von Zeit zu Zeit seiner gedrückten Brust. Jetzt hörte man Jemand an der Thür seines Zimmers pochen.

„Ich kann Niemand sehen,“ sagte der Pater Caplan mit schwacher Stimme; „ich bin unwohl.“

„Oeffnen Sie, Señor Don Gaspar, ich bin es, Bernardo, und muß Sie sehen,“ sagte eine Stimme von Außen.

Der Caplan, welcher die Stimme des alten Freundes seines Vaters erkannte, suchte sich so viel er konnte zu sammeln und öffnete.

„Tio Bernardo,“ sagte er zu ihm, „Ihr kennt das neue Unglück, mit dem Gott mich heimgesucht hat, das mich unfähig macht, Jemand zu empfangen.“

„Alles weiß ich," versetzte der Alte; „und mehr noch als Sie glauben. Und ich komme Ihnen zu sagen, daß Ihr Bruder unschuldig war."

„Ich wußte es wohl, daß jener Unglückliche unfähig war, ein Verbrechen zu begehen. Aber die Beweise waren so schlagend, seine Unfähigkeit, sich zu vertheidigen, so groß, daß die Wahrheit nicht an's Licht kommen konnte."

„Deren Stunde wird kommen, Don Gaspar," antwortete der Veteran.

„Aber zu spät!" seufzte der Caplan, auf einen Stuhl zurücksinkend.

„Das wird die Pein sein, welche den Rest meines Lebens verbittern wird," sagte der Tio Bernardo, über dessen gebräunte Wangen die ersten Thränen rollten, welche dieser Mann weinte, dessen Standhaftigkeit an Stoicismus grenzte. „Aber dieser José war, scheint es, selbst am eifrigsten bemüht, daß sich sein trauriges Geschick erfülle. Ich hatte ihm aufgetragen, wenn sie ihn fingen, vor Allem mich zu benachrichtigen; er versäumte aber grade dies. Gott schuf ihn mit wenig Verstand, aber sein einsames Leben hat ihn vollends blödsinnig gemacht."

„Wie denn, habt Ihr ihn nach seiner Desertion gesehn?" fragte der Pater Caplan gespannt.

„Ja, Señor," versetzte Tio Bernardo; „aber hört mich an, ich will Euch Alles erzählen. Sobald sich das Gerücht verbreitete, José sei der Mörder gewesen, sagte ich mir gleich, daß er es nicht wäre, und ich blieb dabei auch vor dem Richter, der mich rufen ließ. Ich konnte keinen andern Grund vorbringen als den, daß ich jenen Unglücklichen kannte, der nicht einmal eine Fliege zu tödten im Stande war, und daß diese Ueberzeugung mir mehr galt, als alle Beweise, die sie

mir vorlegten. Ich hatte meinen Verdacht, wer der Schuldige gewesen sein mochte, aber ich konnte es nicht wagen, ihn zu nennen, ohne einen Beweis anzuführen, der mich dazu berechtigt hätte."

„Aber wen verdächtigt Ihr dieses Verbrechens?" fragte der Caplan, seine Augen forschend auf ihn heftend.

„Eine Kainsseele, die Ihr nicht kennt, Pater. Das ist ein Korn aus einem andern Sacke und wird seiner Zeit gemahlen werden; Alles wird geschehen, wenn nur der Strick nicht reißt. Ich hatte, als das Unglück geschehen war, meines Gevatters Hund, der treu, muthig und von einer guten Race war, zu mir genommen. Eines Tages, als ich bei der verlassenen Schenke vorüberging, blieb das Thier vor der Thür stehen, und begann kläglich zu heulen. Was ich ihm auch zurief, er wollte mir nicht folgen und sich nicht von der Thür entfernen. Ich muß ihm öffnen, sagte ich zu mir, damit er sich überzeuge, daß sein Herr nicht mehr hier ist. Ich öffnete ihm die Thür, welche damals noch an ihrem Platze war, und das Thier lief rasch hinein. Er durcheilte wie suchend die Zimmer, nur manchesmal blieb er stehen, um den Kopf in die Höhe zu richten und ein Geheul auszustoßen, bis er endlich zu einem Winkel kam, in dem er auf einem Bündel Stroh gewöhnlich geschlafen hatte, aus diesem zerrte er einen Lappen Leinwand heraus, welchen er mit Wuth zu zerreißen begann. Ich näherte mich ihm, und nahm ihm diesen Lappen weg, in welchem ich bei genauerer Besichtigung ein Stück eines Beinkleides erkannte, welches, wie ich mir gleich dachte, das muthige Thier dem Mörder seines Herrn entrissen haben mag. Man konnte erkennen, daß der Hund bis an den Gürtel des Besitzers jenes Beinkleides gesprungen war, denn von da war das Stück mit Gewalt bis an's Ende heraus-

gerissen worden; an einer Seite desselben war eine kleine Tasche, und in dieser Tasche ein Brief."

„Ein Brief," rief der Caplan erschüttert aus.

„Ja, Señor, ein Brief; und obwohl es nur ein Liebesbrief war und nichts darin stand, das eine Aufklärung hätte geben können, verrieth doch die Adresse genug; denn aus einem Funken kann eine Feuersbrunst entstehen."*)

„Tio Bernardo!" rief der Caplan sich erhebend und die Hände über den Kopf zusammenschlagend aus; „in Euren Händen lag seine Rettung und Ihr ließt einen Unschuldigen sterben!"

„Geduld, Señor, noch bin ich nicht zu Ende gekommen," versetzte Tio Bernardo mit Wärme — „hört erst aus und dann urtheilt. Zuerst," fuhr der Alte fort, „wußte ich nicht, was ich damit beginnen sollte. José irrte als flüchtiger Deserteur herum, und hatte nicht aufgefunden werden können; und eben so stand es mit dem Schuldigen. Ich dachte mir, daß dieser Bösewicht, wenn er erfahren würde, daß er angeklagt sei, im Stande wäre, José zu tödten, damit er nie gegen ihn aussagen könne. So überlegte ich, daß es vorsichtiger sei, diesen Beweis der Schuld bei mir zu behalten,

---

*) In dem Gerichtssprengel von Mallorca ward vor wenig Jahren ein schrecklicher Mord, lange Zeit nachdem er begangen und spurlos geblieben war, dadurch entdeckt, daß man im Hause, wo er verübt worden, den Propfen des Gewehres fand, mit dem er vollführt wurde, und dieser war ein Polizeipaß, von dem der größte Theil verbrannt war, aber der Name des Besitzers, der eben auch der Mörder war, blieb unbeschädigt, und er bekannte sein Verbrechen, als man ihm dieses Zeugniß entgegenhielt.

So macht die Gerechtigkeit Gottes, wenn er will, die Schlauheit der Menschen zu Schanden. Anm. d. Verf.

bis er gefangen genommen und auf diese Art außer Stande wäre, ein neues Verbrechen zu begehen. Ich beauftragte einen Schreiber, dem ich eine gute Belohnung versprach, mich gleich zu benachrichtigen, sobald er in den Blättern die Gefangennehmung des Einen oder Andern lesen würde, obwohl ich immer die Ueberzeugung hatte, daß sie wegen dieses Vorfalls hierhergebracht werden würden. Aber beide schienen in einen Brunnen gefallen zu sein, denn es vergingen Jahre, ohne daß man etwas von den Beiden hörte.

Einmal führten mich Geschäfte, die man mir aufgetragen hatte, nach Ronda, und von da mußte ich noch zu einigen Dörfern gehen. Eines Tags, als ich in einem Walde die Spur eines Hasen verfolgte, traf ich auf einen Ziegenhirten, in dem ich mit Erstaunen José erkannte."

„Bursche!" rief ich ihm zu, „Du hier?"

„Ja, Señor Tio Bernardo," erwiederte er mir, ohne die mindeste Bewegung zu zeigen. „Aber sagen Sie es Niemanden, denn man würde mich zu meinem Regimente zurückbringen und mir Jacke und Cravatte anlegen." — „Und Du desertirtest allein?" fragte ich ihn. — „Nein, Señor, mit noch Einem; aber ich kann nicht sagen, wer es war, denn er verlangte, daß ich ihm dies bei der Seele meiner Mutter versprechen solle, und ich that es."

„Schon gut," versetzte ich, „ich begehre es auch nicht von Dir; aber sag' mir, Mensch, was thatet Ihr, als Ihr desertirt wart?" — „Wir gingen in die Sierra von Algar," antwortete er; „als es Abend ward, schickte mich mein Gefährte, Brod von einigen Hirten zu begehren, die ich kannte, da wir schon ganz entkräftet waren." „Das weiß ich schon, und was machtet Ihr dann?" — „Wir warteten die Nacht ab," antwortete José, „und dann begab sich mein Gefährte

auf den Weg zu meinem Vater, um zu sehen, ob er uns nicht beistehen wolle." — „Und warum gingst Du nicht?" fragte ich. — „Weil mein Kamerad mir sagte, daß mein Vater außer sich vor Zorn gerathen würde, wenn er mich als Deserteur sehen würde." — „Begehrte Dein Begleiter nichts von Dir?" — „Was sollte er von mir begehren? — Aber ja doch, ich erinnere mich, mein Messer und ein Tuch verlangte er von mir, die er mir nicht zurückbrachte, auch fragte ich nicht darnach, denn als er kam, war er ganz bestürzt, da er Jemand von der Patrouille, die uns verfolgte, gesehen hatte. — Der Arme brachte mir — Gott vergelte es ihm — mein Hirtengewand, das er von meinem Vater begehrt hatte, und sagte mir, ich möchte es anziehen und mich in den Wildnissen des Gebirges verbergen, während er selbst sich an die Grenze Portugals flüchten wolle. — Und hier bin ich." — „Und er sagte Dir nicht, was ihm Dein Vater gab?" fragte ich. „Was sollte mein Vater geben! geben! ja, warum nicht gar! Nichts gab er ihm! und ich wußte es wohl, bevor er ging, ihn um etwas zu bitten." — „Soll Dein Vater kein Geld gehabt haben, Mensch?" sagte ich ihm. — „Ob er eins hatte, o ja, Señor! und mehr als hundert Unzen, ich spionirte es einmal aus." — „Und sagtest Du dies Deinem Gefährten?" — „Ja, Señor, aber ich sagte ihm zugleich, daß man meinem Vater eher das Herz als sein Gold entreißen könnte, und so geschah es." — „Höre, José, und sagte Dir Dein Kamerad nicht, daß Dein Vater gestorben wäre?" — „Heiligste Maria! Señor, wie denn, mein Vater ist gestorben?" — Ich hatte besorgt gehabt, daß dieser Verruchte José verführt haben möchte; denn wie das Sprichwort sagt: Das Blut vererbt sich und das Laster steckt an. Aber der Unglückliche stellte diese Frage mit so

schmerzlicher Ueberraschung, daß, wenn mir noch ein Zweifel an seiner Unschuld geblieben wäre, er gänzlich hätte schwinden müssen. — „Ja," sagte ich, „er starb!"

Da brach José in schluchzendes Weinen aus; ich tröstete ihn so gut ich konnte, und sagte ihm endlich, daß ich trachten wolle, seine Begnadigung auszuwirken. Sollte er aber, ehe diese erwirkt wäre, erkannt und gefangen genommen werden, so trug ich ihm auf, daß er mich alsogleich davon benachrichtigen lasse, was er mir auch versprach, dann trennten wir uns. Kaum war ich einige Schritte gegangen, als er mich zurückrief. „Tio Bernardo," sagte er zu mir, „in der Mauer an dem Kopfende des Bettes meines Vaters ist am Boden eine Aushöhlung angebracht, in welcher mein Vater sein Geld aufbewahrte; nehmt es heraus und laßt für seine arme Seele Messen lesen."

„Schon gut," versetzte ich bewegt, als ich sah, wie entfernt der Unglückliche war, die entsetzliche Wirklichkeit und die fürchterliche Anschuldigung zu ahnen, welche Dank der dämonischen Schlauheit des Andern auf ihm lastete. — „Euer Vater war der Ermordete," fuhr Tio Bernardo fort, dem Don Gaspar das Stück des Beinkleides, welches den Brief enthielt, hinreichend, „und hier habt Ihr das Verdammungsurtheil seines Mörders."

Der Caplan streckte rasch die Hand nach dem ihm Dargereichten aus, zog sie aber mit einer Bewegung des Entsetzens zurück.

„Legt es wieder," sagte er zu ihm, „in die Papiere, in denen ihr es aufbewahrt hattet."

Und während Tio Bernardo langsam seinen Auftrag erfüllte, schritt der Caplan in einem Zustand heftiger Aufregung in dem Zimmer auf und nieder.

„Nun ist Alles in Ordnung," sprach endlich der Alte, ein gut eingemachtes Packet dem Caplan reichend.

Doch dieser blieb vor dem Sprecher mit bleichem, verändertem Antlitz, aber leuchtendem Blick stehen und sagte:

„Die Todten benöthigen nur unsere Gebete, behaltet Euer verdammendes Beweismittel, ich weise es zurück."

„Señor," rief der Alte aus, „Sie wollen nicht, daß ein Verbrecher bestraft werde?"

„Nein, weil . . . dies nichts mehr nützt."

„Und scheint es Ihnen gleichgiltig, ob man die Wahrheit wisse? Wollen Sie nicht das Andenken ihres Bruders wieder zu Ehren bringen?"

„Zu was?" versetzte der Caplan niedergeschlagen.

„Um die Schmach zu löschen, welche auf ihrer Familie ruht, die, obgleich arm, doch ehrenhaft ist."

„Meine Familie stirbt mit mir aus."

„Und Sie wollen den Schandfleck dulden?"

„Ich, Tio Bernardo, bleibe nicht hier, wo man mich kennt. Ich denke, mich den Missionen nach China anzuschließen, von welchen Wenige zurückkehren."

„Und die Gerechtigkeit? die Bestrafung des Verbrechers, Señor?"

„Wird Gott üben, Tio Bernardo."

„Und Sie könnten also verzeihen?"

„Ich werde thun, was ich vermag, daß es mir gelinge, und damit beginnen, daß ich den Schuldigen nicht verfolge."

„Señor," sagte Tio Bernardo mit einer Mischung von Respect und Ungeduld — „das heißt wie ein Heiliger gehandelt."

„Nein, Señor; das heißt einfach die Hand von den Dingen der menschlichen Gerechtigkeit abziehen, mit der ich

nichts zu schaffen haben mag. Und glaubt nicht, daß man darum heilig sein muß; die menschliche Weisheit allein lehrt es, denn schon ein indischer Dichter sagt: Die Tugend verzeiht dem Bösen, wie das Sandelholz, welches dem Beil, das es verletzt, seinen Wohlgeruch mittheilt."

„Ihr Vater pflegte zu sagen, daß in José's Adern Milch statt Blut flösse und dies scheint von der ganzen Familie zu gelten, Pater Caplan. Wenn ich den Schuldigen zu treffen wüßte, so sollte er seinen Lohn bekommen. Und ich sage Ihnen noch überdies, daß ich meine Pflicht als Ehrenmann zu erfüllen glauben würde, wenn ich die Maske einem Schurken abrisse."

„Jeder hat seine Ansichten und handelt danach, Tio Bernardo," versetzte der Caplan. „Aber es wird schwer halten, ihn ausfindig zu machen, seit zehn Jahren ist er verschwunden und wird wohl ausgewandert oder gestorben sein. Betet lieber für seine Seele oder für seine Bekehrung."

„Señor, das Sprichwort sagt: Der auf übelm Weg ist, hat Noth, davonzukommen. Da es nun nicht mehr schaden kann, darf ich nicht rasten, bis ich ihn treffe, denn der Wind reinigt den Weizen und die Strafe die Bösen."

„Wenn Ihr Eure Pflicht als Ehrenmann erfüllt, indem Ihr ihn aufsucht und anklagt, so erfüllt Ihr eine Christenpflicht, wenn Ihr ihm verzeiht, Tio Bernardo."

„Bei allen Heiligen!" rief der Alte aus, „das heißt ohne Maß verzeihen, und es gibt Schandthaten, die es nicht verdienen."

„Keine Schuld ist in der großen Vorschrift des Verzeihens ausgeschlossen, Tio Bernardo."

„Aber ich, Señor," versetzte der Alte mit Energie, „stehe nicht wie Sie mit einem Fuß im Himmel, und ich versichere

Ihnen, wenn ich mit diesem Schurken zusammentreffe, so soll er mir bei der Muttermilch, die mich säugte, seine Verbrechen büßen! Und glauben Sie, Pater, daß ich deswegen verdammt werde?"

„Das sage ich nicht, Freund Bernardo, nein, das sage ich nicht, ich sprach meine Meinung aus, ohne die Andern zu verdammen. Aber warum streiten wir über diesen Gegenstand, da es doch fast eine Unmöglichkeit ist, daß Ihr den findet, welchen Ihr für schuldig haltet."

„Fand ich nicht José?" antwortete der Alte mit Lebhaftigkeit.

„Das war ein großer Zufall, Tio Bernardo."

„Es gibt Zufälle, die von der göttlichen Vorsehung hervorgerufen scheinen, Don Gaspar."

„Bedenkt, daß zehn Jahre die Vergangenheit mit einem dichten Schleier verhüllen."

„Señor, das Sprichwort sagt: das Glück schenkt nichts, leiht nur, das wird sich zeigen. Und da Sie es schon nicht thun wollen, so werde ich ihn suchen, und wenn ich ihn finde, stehe ihm Gott bei! Vorerst werde ich meine Aussagen vor dem Richter ablegen," sagte der Alte, sich hastig entfernend.

Eines Morgens waren der General und sein älterer Bruder in dem Amtszimmer des Erstern beisammen, welcher ein schönes Haus in einer der Hauptstraßen von Madrid bewohnte. Der General schien mit Eifer etwas zu vertheidigen, das sein Bruder tadelte, und Beide waren in lebhaften Wortwechsel vertieft.

„In keiner andern Epoche," sagte zu dem General sein Bruder, „sah man Männer die ersten Stellungen einnehmen, durch ihren Reichthum, Rang, durch ihre politische Bedeutung

oder durch ihre Excentricitäten sich hervorthun, ohne daß man den dunkeln Winkel ausgemittelt hätte, aus dem sie stammten, oder die Umstände, welche ihnen als Stufen, ihre Höhe zu erklimmen, dienten. Man duldet nun aber allgemein das Geheimniß, in welches sich diese Emporkömmlinge hüllen, mit dem Was geht's mich an einer Gesellschaft, die nur für den Tag lebt, ohne sich um mehr als die Gegenwart zu kümmern, und die Vergangenheit hinterläßt keine Spur, gleich der Barke, welche spurlos über die Wellen des Meeres dahinzieht. Man ist in dieser Tendenz so weit gegangen, hat bis zu einem solchen Grade die Losreißung von der Vergangenheit allgemein gemacht, diese Verachtung für die Geburtsstätte, diese gleichgiltige Vernachlässigung gegen Diejenigen, welchen wir unser Leben, unsere Erziehung und unsern Namen verdanken, daß nur selten Kinder, am wenigsten aber Emporkömmlinge, sich ihrer Eltern mit jener Liebe, jener Ehrfurcht und Achtung erinnern, welche sie ihnen schon allein darum schulden, weil sie es sind."

„Bruder," versetzte der künftige Schwiegervater des Obersten, „es ist die allgemeine Tendenz der Alten, vergangene Zeiten hervorzuheben und die gegenwärtige herabzusetzen. Ich will Dir nicht auf dieser breitgetretenen Straße folgen."

„Gewiß ergeht es den Alten und nicht Alten so, wenn es sich um die schlechten, die Zeit beherrschenden Tendenzen handelt. Und jede Aera wird ihre eigenen haben, weil die Menschheit wie die Natur unvollkommen ist und bleiben wird, mögen sich die philosophischen Reformatoren und modernen Hippokraten noch so sehr bemühen, das Gegentheil zu beweisen. Wenn sie eine physische oder moralische Krankheit geheilt haben, taucht eine neue auf, und immer wird die gleiche Anzahl Lebender an andern Krankheiten sterben und werden schlechte Tendenzen

unter andern Umständen erscheinen, das war, ist und wird immer so sein!"

„Und mit alledem," sagte der General, „willst Du nur dahin kommen, mir zu zeigen, daß Du die Heirath meiner Tochter mit dem Obersten mißbilligst."

„Gewiß, Bruder!"

„Und aus keinem andern Grunde," fuhr der General fort, „als weil Du nicht seinen Vater, Großvater und Urgroßvater kennst?"

„Zum Theil ja, weil sie die Ahnen seiner Söhne werden sollen, welche meine Neffen und Erben sein werden."

„Sie sind reiche Gutsbesitzer von Zahara, und sein Name ist berühmt."

„Es gibt keinen berühmten Namen ohne Abkunft. Ich habe mich von glaubwürdiger Seite informiren lassen und erfahren, daß es wohl Individuen dieses Namens dort gibt, aber daß es arme Tagelöhner sind, die einen Sohn hatten, welcher 18 . . sich nach Amerika einschiffte und den sie für todt halten, da sie nie mehr etwas von ihm erfuhren. Der Oberst sagt, daß seine Eltern todt sind; nun also, was hältst Du davon, wenn man seine Eltern verleugnet, weil sie arm sind?"

„Es wäre abscheulich, wenn es wahr wäre."

„Und wie nennst Du es, sich den Sohn reicher Gutsbesitzer zu nennen, wenn man der armer Tagelöhner ist?"

„Es wäre lächerlich, wenn es wirklich der Fall wäre."

„Wirst Du mir nun Recht geben, wenn ich eine Verbindung mit einem Menschen mißbillige, welcher mit dem garstigen Makel einer niedrigen Herkunft eine so elende Eitelkeit vereinigt?"

„Bruder, ich schenke Deinen Nachrichten keinen Glauben; diese Guerras werden Andere sein, es ist dies ein sehr ver-

breiteter Name. Aber, gesetzt den Fall, sie wären richtig — sind diese menschlichen Schwachheiten hinreichend, um die vielen andern Vorzüge, welche die Verbindung mit dem Obersten Guerra zu einer glänzenden, wenn nicht ausgezeichneten machen, aufzuwiegen? Seine Carriere ist brillant, sein Verdienst unbestreitbar."

„Gut, gut, was seine militärische Laufbahn betrifft. Aber sein Privatleben?"

„Nicht Einer seiner Kameraden spricht anders als lobend über ihn in diesem Punkt; und übrigens ist er reich."

„Ja," sagte der Alte mit bitterm Lachen, „reich im Spiel geworden!"

„Das ist in Amerika eine läßliche Sünde, Bruder," antwortete der General lachend, obwohl er peinlich berührt war und doch nicht umhin konnte, seinen künftigen Schwiegersohn zu vertheidigen.

„Nein, sage ich!" rief der Alte mit Bitterkeit aus. „Die Vergangenheit ist gleich der Furche im Meere! Was Wunder, wenn sich die Scham verliert, wenn heutzutage selbst so tugendhafte und im Punkte der Ehre so zartfühlende Menschen, wie Du, sich herbeilassen, die häßlichsten Fehler zu entschuldigen."

„Aber, Bruder," sagte der General mit trauriger Bewegung, „meine Tochter liebt ihn."

„Deine Tochter ist ein ausgezeichnetes und gehorsames Kind, das sich von seiner Neigung nicht hätte hinreißen lassen, wenn Du Dich ihr widersetzt hättest."

In diesem Augenblicke trat der Oberst mit heiterer Miene ein und fand, wie immer, den Bruder des Generals kalt und zurückhaltend. Dieser dagegen bemühte sich, seinen künftigen Schwiegersohn für diese so sichtliche Geringschätzung durch ver-

doppelte Beweise der Liebe und Herzlichkeit von seiner Seite zu entschädigen.

Noch war keine Viertelstunde vergangen, als Jemand an der Thür pochte.

„Herein!" rief der General.

Die Thür öffnete sich und auf der Schwelle derselben zeigte sich ein alter, reinlich gekleideter Mann in der Tracht eines andalusischen Landmannes.

„Bernardo! Kommst Du endlich!" rief der General, der, wie er ihn erblickte, dem Eintretenden entgegeneilte und die Arme um seinen Hals schlang. Dann faßte er ihn bei der Hand, und ihn in das Innere des Zimmers ziehend, stellte er ihn seinem Bruder und dem Obersten vor, indem er sagte: „Hier seht Bernardo, meinen treuen und tapfern Retter, dem ich das Leben danke. Seht, seht," fuhr er fort, mit der Hand das weiße Haar von der Schläfe Desjenigen, den er seinen Retter nannte, zurückstreichend, „seht diese Narbe, welche ihm der Säbel des Feindes schlug; hier ist der Beweis seiner Treue unauslöschlich eingeprägt, wie die Erinnerung davon in meinem Herzen. Aber wie geht es Dir, mein Freund? Ich sehe, die Jahre zogen über Dich hinweg wie über eine kräftige Eiche, ohne eine andere Veränderung in Dir hervorzubringen, als die, Dein Haar gebleicht und Dein kräftiges Antlitz gebräunt zu haben."

„Señor," versetzte der Alte, „mit meiner Gesundheit geht es nicht schlecht und mit meinem Muth auch nicht. Denn obwohl ich manche schwere Stunde hatte, ließ ich mich doch dadurch nicht entmuthigen; der Aerger zahlt ja keine Schulden. Euer Gnaden aber sehen prächtig aus! Um zehn Jahre jünger als ich! Ich weiß schon, daß Eure Excellenz vermählt sind und Kinder wie Rosenknospen haben. Gott segne sie."

„Du wirst sie sehen, Bernardo, Du wirst sie sehen; und die Deinen? Und Deine Frau?"

„Señor, meine Frau ist eingeschrumpft und runzlich wie eine dürre Kastanie, von den Söhnen dient einer dem Könige, die übrigen sind verheirathet und mit einer Schaar Kinder gesegnet."

„Du aber trennst Dich nicht mehr von mir, Bernardo?"

„Señor, wie sollte ich meine Frau verlassen?"

„Bring' sie her."

„Was, Herr! Da könnte ich eben so leicht die Karthause herbringen. Dort ist sie selig unter ihren Kindern und Enkeln und fester eingewurzelt als ein Weinstock."

„Nun gut, ich will mich hier ankaufen, und es soll Dir nicht an einem guten Posten fehlen; Deine Schulden betrachte als bezahlt. Hier siehst Du," fügte der General hinzu, auf den alten Herrn deutend, „meinen Bruder, und hier," fuhr er fort, auf den Obersten zeigend, „den, welcher mein Eidam werden soll."

Als Victor Guerra den alten Militär-Diener ansah, wechselte er die Farbe und machte selbst eine Bewegung, als wolle er den Hut ergreifen und sich entfernen. Aber als er dann mit seiner gewohnten Geistesgegenwart überlegte, daß die Begegnung mit diesem Menschen keine zufällige sei, sondern sich künftighin täglich wiederholen sollte, kehrte ihm seine immer siegessichere Kühnheit wieder und damit die Ueberzeugung, daß es nicht möglich wäre, ihn zu erkennen, und er setzte sich, scheinbar ruhig, nieder und las ein Zeitungsblatt. Als er hörte, wie ihn der General seinem alten Diener vorstellte, hob er stolz den Kopf ein wenig in die Höhe, um ihn leicht gegen den neuen Ankömmling zu neigen. Aber kaum hatte ihn dieser fixirt, so malte sich in seiner offenen Miene das

tiefste Erstaunen, und er konnte den Blick von diesem bleichen, hochmüthigen Antlitz nicht abwenden.

Unterdessen hatte sich der General erhoben und geklingelt.

„Weise," sagte er zu dem eintretenden Diener, „diesem Gast, welcher zu mir auf Besuch gekommen ist, ein Zimmer an, bringe ihm ein Frühstück und bediene ihn wie ein Glied meiner eigenen Familie. Geh', Dich auszuruhen, Bernardo," fügte er hinzu, „ich will Dich dann meiner Frau und meinen Kindern vorstellen, welche sich danach sehnen, Dich kennen zu lernen." Und den Alten, welcher noch immer in Gedanken vertieft war, bei der Schulter fassend, drängte er ihn, dem Diener zu folgen.

„Wie nennt sich dieser Oberst?" fragte Tio Bernardo den Diener.

„Don Victor Guerra. Kennt Ihr ihn?"

„Ich möchte darauf schwören," versetzte der Gast; „aber damals war er weder Oberst, noch nannte er sich Don Victor Guerra. Aber da dies schon lange her ist, möchte ich mich eher vergewissern, ob es Derselbe ist, bevor ich es behaupte."

Tio Bernardo konnte nicht einen Bissen hinunterbringen.

Er erhob sich nach kurzer Rast und ging unter dem Vorwande, sein Felleisen aus dem Gasthause zu holen, aus. Aber er überschritt nicht die Hausflur; dort angelangt, blieb er stehen, mit ängstlicher Unruhe umherblickend, als erwarte er etwas, das sein ganzes Wesen aufregte. Noch konnte er seinen Sinnen nicht trauen, als er in dem Obersten den Mörder des Wirthes zu erkennen glaubte; und er wollte sich einer List bedienen, um sich der Wahrheit zu versichern.

Nach einer halben Stunde wurden Tritte auf der Stiege hörbar; der Alte erhob ängstlich den Kopf und sah den, welchen er erwartete, in seinem ganzen Stolze herabsteigen.

Er zog sich in einige Entfernung zurück und verbarg sich im Schatten.

Kaum hatte der Oberst die letzte Stufe überschritten, als er eine Stimme hörte, welche rief:

„Juan Luis!"

Der Oberst wandte augenblicklich den Kopf um.

„Du hast Deinen Namen nicht vergessen!" rief Tio Bernardo aus, sich dem Obersten grade gegenüberstellend. „Juan Luis Scheermesser, Räuber, Mörder! Du hast aber in Deiner unechten Größe vergessen: Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen."*)

Der Oberst hatte sich, wie von einem Blitzstrahl getroffen, als er diese schreckliche Anklage hörte, an die Wand angehalten, um nicht zusammenzustürzen. Aber sich augenblicklich wieder sammelnd, gleich dem, der in die Tiefe des Meeres gestürzt, eine verzweifelnde Anstrengung macht, um wieder auf die Oberfläche zu kommen, erholte er sich und sagte mit einer Heftigkeit, welche er sich vergebens bemühte, unter dem Scheine einer kalten Verachtung zu verbergen:

„Habt Ihr den Verstand verloren? Soll ich Eure Narrheit bemitleiden oder Eure Frechheit bestrafen?"

„Frechheit!" wiederholte der Alte, dessen Stimme vor Entrüstung bebte. — „Wer spricht von Frechheit? Elender Schurke, Du, der Du Dein Glück auf Raub und Blut gegründet hast! Hast Du geglaubt, wie die Schlange Deine Haut abstreifen, und mit einer andern ungestraft weiterleben

---

*) Wörtlich im Spanischen: Die Wahrheit wird dünn, aber bricht nicht.

Anmerk. d. Uebers.

zu können; und hast Du in Deinem aberwitzigen Uebermuth vergessen: Gott kommt langsam aber wohl?"*)

„Alter Thor oder Irrsinniger, mäßigt Euch!" rief der Oberst zornig aus, — „und mißbraucht nicht die Schonung, welche ich aus Rücksicht für den General gegen Euch habe. Aber schweigt; und zwingt mich nicht, Euch entweder mit dem Degen Eure Viperzunge auszuschneiden, oder bei dem Gericht Euch als unverschämten Verleumder anzuklagen."

„Bei dem Gerichte, ja! Diesem werde ich die Beweise dessen, was ich behaupte, zeigen."

Der Oberst stieß ein trockenes und bitteres Gelächter aus.

„Juan Luis, Juan Luis," sagte der Alte, „der Ameise wuchsen zu ihrem Unglück Flügel. Du stiegst empor und bedientest Dich dazu des Raubes und Mordes als Schemel; Du thatest noch mehr: Du spannest Dein Gewebe mit solcher Bosheit, daß Du einen Unschuldigen darin umkommen ließest und hofftest, daß wenn er für Dich litte, Du gerettet sein würdest."

Der Oberst legte die Hand an den Degen.

„Ruhig!" sagte der Alte, „ein Mord mehr rettet Dich nicht, denn die Beweise Deines Verbrechens sterben nicht mit mir, ich legte sie in die Hände des Gerichts, das Deine Spur verfolgt. Lange Zeit hast Du triumphirt, geglänzt und genossen!"

„Der Ruhm und das Geld gebühren demjenigen, der sie erworben hat, und ich habe sie mir erworben, unverschämter V rleumder," sagte der Oberst hochmüthig.

---

*) Wörtlich im Spanischen: „Von Sanct Johann auf Sanct Johann bleibt Gott Niemanden etwas schuldig."

Anmerk. d. Uebers.

„Ja, das Glück hat Dir, blind wie es ist, gelächelt. Aber es ist zu Ende; und Du wirst das Kapital und die Zinsen bezahlen. Denn wisse, Juan Luis, das Glück schenkt nichts, leiht nur."

„Bedenkt, daß ich Euch als elenden Verleumder anklagen werde, wenn ich Euch nicht großmüthig verzeihe, im Falle Ihr das Gesagte widerruft und versprecht, diese Visionen Eures verrückten Gehirnes Niemanden mitzutheilen," sagte der Oberst, welcher nie den Kopf verlor. „In diesem Falle verspreche ich Euch, aus Rücksicht für den General, Euer eifriger Gönner zu sein. Ich bin reich, großmüthig, und der, welcher meinem Schwiegervater das Leben rettete, kann meiner Dankbarkeit sicher sein. Von jetzt an könnt Ihr auf 40,000 Realen als Anfang meiner Wohlthaten rechnen."

„Pfui! Pfui! Elender Mensch! Bin ich gleich in Wolle gekleidet, so bin ich doch kein Schaf," antwortete der Veteran. „Es befremdet mich nicht, daß, wer, wie Du, das Heil seiner Seele gering achtet, einen Ehrenmann bestechen zu können denkt. Aber ich verkaufe meine Ehre nicht, welche mehr werth ist, als alle Deine Schätze. Also die Tochter des Generals sollte ich Dich heirathen lassen? Das Andenken des unglücklichen José sollte ich befleckt lassen? Und Du solltest ungestraft die Früchte Deiner Schlechtigkeit genießen? Nein, so lange ich lebe, nicht."

„So wirst Du für immer schweigen, da Du mich zu verderben gedenkst," rief der Oberst mit hohler Stimme in einem Wuthausbruch aus. „Beweise Deiner Verleumdung hast Du nicht, noch kannst Du sie haben; aber sie genügt, um meine makellose Ehre zu beflecken."

Bei diesen Worten hatte er sich, außer sich, eine Pistole in der Hand, auf den Alten geworfen. Aber in diesem

Augenblicke hörte man Tritte auf der Stiege und er ergriff die Flucht.

Als er in sein Haus kam, war es ihm gelungen, den Aufruhr seiner Seele wieder zu dämpfen.

„Ruhe!“ sagte er sich, „und kaltes Blut ist, was mich retten kann! Von welchen Beweisen kann dieser mein ewiger Verfolger sprechen? Sie existiren nicht. Ich werde leugnen. — Wer wird nicht dem Obersten Guerra glauben, wenn er einen alten Blödsinnigen Lügen straft? In einer bösen Stunde traf er mich! Der General schätzt und vertraut ihm; aber . . . Muth! Ich muß Alles auf's Spiel setzen. Mein guter Stern wird mich nicht verlassen; ihm vertraue ich.“

Der Oberst ging zu Mittag in ein Gasthaus, wo er seinen Gleichmuth durch die lärmende Unterhaltung stärkte und sich mit lebhaften Gesprächen betäubte, die er begann und voll Unruhe, die er für Zerstreutheit auszugeben versuchte, wieder abbrach.

Zur Vesperzeit ging er nach Haus, wo er einen Brief vorfand. Es überraschte ihn, da er von Niemanden eine Mittheilung erwarten konnte; er öffnete ihn hastig; er war anonym und enthielt nur die drei lateinischen Worte, mit dieser lakonischen und bekannten Warnung: „Fuge, Late, Tace!“

Obwohl die Schrift verstellt war, glaubte der Oberst die des Generals zu erkennen, unbeweglich heftete er den Blick auf das offene Blatt, welches seine zitternde Hand hielt.

„Er weiß es!“ murmelte er. „Der böse Alte hat es ihm gesagt! Aber ein so vorsichtiger Mann, wie der General, würde ihm nicht vollen Glauben geschenkt haben, wenn er ihm nicht diese Beweise, von welchen er mir sprach, mitgetheilt hätte.

Aber . . . welche können es sein?

Es gibt keine! Der Elende lügt!

Und doch gewiß . . . gewiß gibt es einen der Ruhe des Menschen feindlichen Dämon, welcher manchesmal, gleich dem Vampyr, erstarrte und vergessene Leichname aus dem Schooß der Erde ausscharrt. Fuge, late, tace! Fliehe, verbirg Dich, schweig! — Und aus welchem Grunde schreibt mir der General diese Verhaltungsweise vor? — Es ist klar! Er will einen Scandal vermeiden, dessen sich das Regiment, von dem ich Oberst war, schämen müßte, worüber das Mädchen, welches mich zu lieben vorgab, zu erröthen hätte, und der den Mann, der sich meinen Freund nannte, demüthigen würde.

Kameradschaft, Freundschaft! . . . leere Worte ohne Bestand, die nicht einer Regung des Stolzes widerstehen können."

So dachte dieser Mann! Und er ist nicht der Einzige! Wie Viele beschuldigen, wie er, die Gesellschaft uud die Liebe, um nicht sich selbst beschuldigen zu müssen. Von welcher Wahrheit würde kein Mißbrauch gemacht, wo wäre ein Satz, der sich nicht falsch anwenden ließe?

Juan Luis sah — mit um so größerm Zorn und Entsetzen, als er es nicht erwartet hatte — das Gebäude seines frechen Glücks, das er aus Trug und Heuchelei erbaut hatte, einstürzen; er sah es fallen; — aufgebaut wie es war über einem Grab und einer Lüge — vor dem Stoß eines Leichnams, welcher sich erhob, und vor der Wahrheit, die sich Bahn brach, trotz seiner verbrecherischen Anstrengungen, sie zurückzudrängen.

Einige Augenblicke überlegte dieser durch sein Glück so insolent gewordene Verbrecher noch; dann kleidete er sich als Bauer an, band um den Leib einen Gürtel mit Unzen und

floh. Zwei Tage darauf schiffte er sich in San Sebastian nach England ein.

Er hatte sich in seinen Vermuthungen nicht getäuscht. Der Brief kam von dem General. Dieser, dessen Charakter mehr zartfühlend als energisch war, durch seinen alten Diener von Allem in Kenntniß gesetzt, fühlte sich als Oberst des Regiments, in welchem jener Elende gedient hatte, beschämt, als Vater entsetzt und gedemüthigt, daß er ihn als Schwiegersohn angenommen hatte, und wollte um jeden Preis den öffentlichen Scandal der Gefangennehmung und Verurtheilung des Verbrechers vermeiden.

Als der Tio Bernardo die Flucht des Schuldigen erfuhr, bereuete er es bitter, ihn auf seine Hut gesetzt zu haben, obwohl er sich der Identität seiner Person hatte versichern müssen.

„Dieser niederträchtige Juan Luis Scheermesser ist entkommen," sagte er. „Aber — wohin wird er sich wenden, wo er vor den Augen Gottes verborgen sein könnte? Gottes Rechnung fehlt nicht! Seine Stunde wird kommen; wer schlecht lebt, wird schlecht enden."

Tio Bernardo sprach prophetische Worte; denn bald darauf konnte man in einem Zeitungsblatte der Vereinigten Staaten den Bericht über folgenden Vorfall lesen:

„Die Spielhäuser fahren fort, Höhlen des Verbrechens zu sein. In der vergangenen Nacht fiel in der . . . Street ein schauderhafter Vorfall vor. Vor nicht Langem kam hier ein Spanier an, welcher sich Don Claudio Jaen nannte; sein hochmüthiger Charakter, seine reizbare Laune und sein herausforderndes Wesen machten ihn in den Häusern, wo er wohnte, verhaßt. Er brachte die Nächte in den Spielhäusern zu, wo er mit so blindem Glück gewann, daß sich die andern Spieler zuraunten, er spiele nicht ehrlich.

Unter diesen war am meisten gegen ihn erbittert ein Limaner von nicht eben gutem Vorleben, welcher behauptete, das erwähnte Subject in Lima, wo er den Namen Victor Guerra geführt hätte, gekannt zu haben. Der sich Don Claudio Jaen Nennende erfuhr dies Alles, als er gestern Nachts in das Spielhaus trat, und gerieth in eine schwer zu beschreibende Wuth. Als er bald darauf den Limaner eintreten sah, warf er sich wüthend auf ihn, einen Dolch in seine Brust bohrend; aber er konnte seinem Gegner nicht so schnell beikommen, daß dieser nicht eher eine Pistole hätte herausziehen können, womit er seinen Angreifer durch den Leib schoß, indem er ausrief: „Meine Herren, Sie sehen nun, wie ich einen Mörder bestrafe." — Der Tod des Don Claudio Jaen erfolgte augenblicklich; der Limaner lebte noch einige Stunden, und heute Abend starb er."

Einige Zeit nachher konnte man auch in den spanischen Blättern einen Brief eines Missionärs lesen, in welchem er von dem Märtyrertod, den ein Anderer, der sich Gaspar Camas nannte, erlitt, berichtete.

Beide Nachrichten erfuhr Tio Bernardo von dem General.

„Wohlan," sagte er, „jeder ist gestorben, wie er gelebt hat; der Eine wie ein heiliger Märtyrer; der Andere wie ein Räuber und Mörder.

Gott belohne den Einen, und verzeihe dem Andern."

„Schön, Bernardo, das ist ein gutes Wort, und es freut mich, daß Du es auf diesen Menschen anwendest, den Du so gehaßt und verfolgt hast," sagte der General.

„Der Friedhof ist ein geheiligter Ort, Señor! — An einem Grabe soll ein Christ nur beten!" versetzte der Tio Bernardo.

Inhalt.

Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.